

Marokkanisches Tagebuch

Tausendundein Königreich ...

Text und Fotos Frank Hoffmann

Der Plan bestand schon lange – mit dem Auto nach Nordafrika; Reiseziel Marokko – das geheimnisvolle Königreich des Maghreb.

Wochen vorher müssen Visa, Karten Benzingutscheine und andere Reiseunterlagen besorgt werden. Das Ausrüsten unseres Fahrzeuges, eines VW-Transporters namens Pillhuhn, mit einer Kilometer-Leistung von 170.000 nimmt dann doch noch einige Zeit in Anspruch.

Einigermaßen gut aufgerüstet ist das Fahrzeug dann endlich Mitte Mai zur sechswöchigen Reise, die uns, meine Frau Gerdi und mich, 11.000 Kilometer quer durch Europa und Marokko führen soll, bereit.

Erwartungsvoll starten wir um 4.00 Uhr morgens, um über die Bundesautobahn die schweizer Grenze in Basel anzusteuern. Gegen Mittag erreichen wir Bern, wo wir uns ein spätes Käsefrühstück und einen romantischen Bummel durch die eidgenössische Hauptstadt leisten. Vorbei an Lausanne, entlang dem Genfer See, fahren wir zur französischen Grenze.

Über kurvenreiche, mit Lkw bespickte Landstraßen erreichen wir am späten Nachmittag Lyon. Diese Stadt nimmt uns in einem Verkehrsgewühl auf, aus dem wir uns nur mit Mühe endlich auf die Autobahn retten können.

Die Tour führt uns vorüber an der altrömischen Stadt Nîmes und dem quirligen Montpellier. Als dann am Abend die Müdigkeit kommt und starker Nebel das Fahren fast unmöglich macht, finden wir bei Sète einen Campingplatz an der Küste.

Tod am Nachmittag

Der Kassettenrekorder spielt bereits heiße Flamenco-Rhythmen, als wir uns der spanischen Grenze bei Le Perthus nähern. Die Zöllner machen gerade Siesta. Nur ein Spanier macht verdrossen seinen Dienst, der darin besteht, die Fahrzeuge lustlos durchzuwinken. Bei Figueras benutzen wir die Autopista Gerona-Barcelona. Die Vorstädte Barcelonas wirken wie viele Außenbezirke südeuropäischer Großstädte: Etwas schmutzig und verwahrlost, große Wohnmaschinen – meist ohne Gardinen, Wäsche auf den Balkons und schreiende Kinder zwischen parkenden Autos. Dieses Bild empfängt uns in Barcelona, Valencia, Granada und sogar in Malaga. Pauschal-Touristen sehen selten etwas von diesem Gesicht Spaniens. Ihnen zeigt man dann doch lieber nur Meer, Strand, Palmen und das Temperament der Flamenco-Tänzerinnen. Kurz bevor die Avinguda Diagonal und die Gran Via de les Corts Catalanes an der Placa

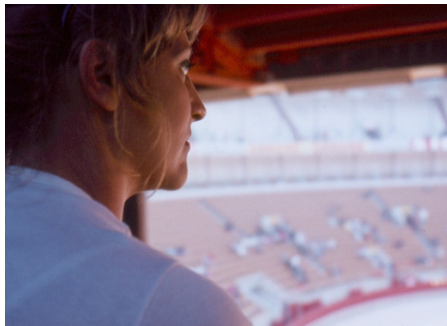


de les Glories Catalanes im spitzen Winkel zusammentreffen, erheben sich die blauweißen Kuppeln der Plaza-de-Toros-Monumental, eine der zwei großen Stierkampfarenen Barcelonas. Die Fiesta beginnt nachmittags um 5.00 Uhr. Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, von unseren Rängen dem Limonadenverkäufer, Andenkenhändler und den Sitzkissenverleiher zuzuschauen, die lautstark ihre Produkte an den Mann bringen wollen. Wir haben an diesem Nachmittag das Vergnügen, einen der zurzeit besten Matadores Spaniens kämpfen zu sehen. Zu den Klängen rhythmischer Pasodobles mühen sich Picadores, Banderilleros und drei Matadores, sechs schwarzen Toros den Garaus zu machen. Dieser viel umstrittene spanische Nationalsport reißt auch uns in seinen Bann. Der Atmosphäre des begeisterten spanischen Publikums, der Fanfaren, des zuletzt blutigen Sandes in der Arena konnte sich schon der große Hemingway nicht entziehen – warum soll es uns anders ergehen?

Durch das Jucken unzähliger Mückenstiche werden wir wach. Unser heutiges Nachtlager verbrachten wir auf einem bei Mücken sehr beliebten Campingplatz nahe Tarragona. Nach einem sehr eiligen Frühstück verlassen wir hastig den gastlichen Ort.

Stundenlang geht es vorüber an Orangenplantagen. Unser roter VW-Bus schaukelt eingekeilt zwischen bunten spanischen Lkw auf der

Landstraße in Richtung Valencia. Die Hauptstadt der Provinz Levante passieren wir während der vormittäglichen Rushhour. Gegründet wurde Valencia bereits von den Griechen und erlebte eine bewegte Vergangenheit unter den Westgoten, der Herrschaft der Mauren, den Herren von Aragón und den Truppen Napoleons. Aber so richtig fertig gemacht wird



die Stadt wohl erst vom Automobilverkehr unserer Tage. Wir jedenfalls sind glücklich, dem Dauerstau der Stadt irgendwann doch zu entkommen.

Am Nachmittag weisen uns schon von weitem die Wolkenkratzer von Benidorm den Weg. Wir steuern einen Zeltplatz etwas außerhalb der Touristenmetropole an. Wir nehmen uns vor, uns nach einem ersten Bad im Meer dem Vergnügen des Massentourismus nicht zu verschließen. Nach einem Einkauf im Supermercado promenieren wir zwischen Flug-Urlaubern, die jetzt am Nachmittag des Sonnenbadens am Strand überdrüssig, in einer der vielen Bars oder Cafés ihren Kaffee con Leche mit einem Stück Schwarzwälder Kirschtorte zu sich nehmen wollen oder mit Sangria bereits für den Abend trainieren.

Unsere Paellia dampft und ist im XL-Format. Wir speisen in einer Bar und ein stolzer Spanier mit Zahnlücken schreit zu einer verstimmten Gitarre: »Valencia, du schöne Stadt am blauen Meer«. Für die deutschen Gäste ertönt bald ein „Humbahumbatätärä“ und der Goldzahn des Sängers blitzt im Neonlicht.

Mit einer Flasche Wein machen wir es uns daraufhin doch lieber noch in unserem Bus gemütlich.

Das Vermächtnis der Kalifen

Spanische Landstraße über Alicante und Elche. Beeindruckend ist Europas größter Palmenbestand in Elche. Etwa 170tausend Dattelpalmen, deren Früchte im Winter und Frühjahr geerntet werden, sind ein wichtiger Wirtschaftszweig der Stadt. Die Palmenhaine wurden bereits von den Mauren angelegt und die Stadt macht mit ihren weißen, flachgedeckten Häusern bereits einen afrikanischen Eindruck. Weiter geht die Reise nach Murcia. Lastwagen machen das Fahren zur Qual. Wir beschließen, eine Nebenstraße durch die Berge zu benutzen. Für die Strecke von 80 Kilometern brauchen wir drei Stunden, aber

diesmal ohne die großen Brummer. Teilweise sind die Brücken zerfallen und wir fahren durch ausgetrocknete Flussbetten. Plötzlich spannt sich eine Kette über die Fahrbahn. Ersatz für eine Bahnschranke! Nachdem eine alte Dampflok ihre drei Wagen keuchend vorüber gezogen hat, wirft der Schrankenwärter mit geübtem Schwung, jedoch nicht übermäßig eilig, die beiden Ketten rechts und links der Gleise zur Seite. In der Ruhe liegt die Kraft!

Kakteenhecken ziehen sich rechts und links der Strecke. Höhlen, die in die kahlen Berge hinein gemeißelt sind, bildeten häufig die Behausung der Gebirgsbewohner. Vor uns taucht hinter einer Biegung in der Sonnenglut ein Regenschirm auf. Der darunter befindliche Greis sitzt bekleidet mit seinem besten dunklen Anzug auf einem kleinen Esel und ist wohl auf dem Weg, einem seiner zahlreichen Verwandten einen Besuch abzustatten.

Vor uns liegt Granada im Tal. Im Hintergrund sehen wir die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada. Die Stadt flimmert in der spätnachmittäglichen Hitze. Wir machen uns auf die Suche nach einem Campingplatz. Er liegt weit außerhalb der Stadt in einem großen grünen Garten. Wir strecken uns hier erst mal ins kühle Gras. Die Ruhe im Schatten alter Obstbäume ist himmlisch.

8.00 Uhr morgens. Der Tag wird heiß. Wir sind froh, den großen Parkplatz überquert zu haben und nun im Schatten alter Zypressen und Lorbeerbäume wieder etwas Schutz vor der schon jetzt stechenden Sonne zu finden. Wir wandern hinauf zur Alhambra, der maurischen Burg, die sich die Kalifen von Granada im 13. und 14. Jahrhundert bauen ließen. Wir laufen durch die kühlen Innenhöfe, die Säulenhallen, die reich verzierten Räume und Gärten mit unzähligen Brunnen.

Ob man will oder nicht – hier bekommt man Lust auf Geschichte:

Der Ursprung Granadas liegt im Dunklen. Die Römer nannten es Iliberri. Ihnen folgten die Westgoten und denen im Jahr 711 die Araber.



Fast 800 Jahre bestimmten die muslimischen Herrscher das Geschick der Region. Ihrer regen Bautätigkeit verdanken wir die großartigsten Schöpfungen islamischer Architektur auf europäischem Boden.

Die Alhambra und der Sommerpalast Generalife mit ihren bezaubernden Innenhöfen, den kühlen Wasserbecken, den Säulen und Stuckarbeiten sind heute der einsame Höhepunkt arabisch-westlicher Baukunst. Beeindruckt wandern wir weiter durch Myrtenhof, Botschaftersaal, den Löwenhof mit dem Marmorbrunnen, den 12 Löwen schmücken und dem Hof seinen Namen geben. Die Gärten duften nach Myrte, Lorbeer und Orangen. Dunkle Zypressen heben sich gegen den blauen Himmel ab.

Wir fahren wieder mal nicht auf der Hauptstraße, sondern benutzen eine kleine Straße, die uns über die »Berge von Granada« nach Malaga führen soll. Bei Alhama de Granada überqueren wir eine Staumauer. Ein glitzernder See erstreckt sich dort fast unberührt, umgeben von kahlen Bergen. Hier machen wir Rast und kühlen die heißen Füße im klaren Wasser.

Wir erreichen Malaga. Es muss eine Werkstatt gesucht werden. Der Dachgepäckträger hat sich bei dem Gerüttel auf den Schotterstraßen der Berge beinahe verabschiedet. Wir müssen ihn mit zusätzlichen Schrauben verstärken.

»Tornillos señor!« Im ersten Laden bietet man uns eine handvoll Holzschrauben an. In einer kleinen VW-Werkstatt scheinen wir schon mehr Glück zu haben. »Tornillos?« »Si señor«. Der Monteur kommt freudig zurück mit einer Blechkiste, in der wohl alle Kleinteile von VW, Seat und Marke Eigenbau zu finden sind. Auch die Schrauben finden sich, aber keine passenden Muttern. In einem Volvo-Center, das sich allemal in Ausbau und Einrichtung mit den nordeuropäischen Servicewerkstätten messen kann, bekommen wir das Gewünschte sofort. Über PC werden Schrauben und Muttern aus dem Lager abgerufen.

Weiter geht die Fahrt.

Die Touristenzentren Torromolinos und Marbella lassen wir rasch hinter uns. Linkerhand eine Straßensperre. Stacheldraht, Wachhäuser und die unvermeidliche Guardia Civil. Hier ist die Abzweigung zum englischen Stützpunkt Gibraltar.

Wir müssen die Strecke bis Algeciras noch heute hinter uns bringen. Wir haben Fahrkarten für die Fähre Algeciras – Ceuta für den nächsten Tag um Acht.

Das ist Afrika?

Wir haben unsere Uhren leider nicht der südspanischen Zeit angepasst und stehen deshalb schon lange vor der Einschiffung im Hafen. Das Nickerchen hinten auf der Liege tut noch einmal gut. Gegen 7.00 Uhr beginnt die Einschiffung; Dutzende von Fahrzeugen verschwinden im Rumpf des Schiffes. Jetzt beginnt der Zank um die Sitzplätze – jedoch nicht für uns. Wir gönnen uns die 1. Klasse und hier sind genügende Liegen auf dem C-



Deck aufgestellt. Im Morgennebel verschwindet hinter uns der Felsen von Gibraltar. Viele Spanier sind an Bord, die sich in Ceuta zollfrei mit Waren – vor allem Elektroartikel – eindecken wollen. Die Überfahrt ist stürmisch. Bald taucht auch in der Ferne die Küste Afrikas aus dem Dunstschleier.

In Ceuta behilft man sich mit Balken, Blechen und Bohlen, die an das Schiff angelegt werden, und über die wir mit unserem Bus die Fähre als erste verlassen. Ceuta oder Sebta, wie sie auf Arabisch heißt, ist die noch immer zu Spanien gehörende Stadt hier im nördlichen Zipfel Afrikas, nur eine Schiffsstunde vom Mutterland entfernt.

Bis zur marokkanischen Grenze sind es nur 10 Minuten Fahrt. Hier bildet sich eine Autoschlange. Wir brüten in der Sonne. Der Ventilator surrt. Der eine gibt Pässe und Visa ab, während der andere den marokkanischen Zöllnern mit Händen und Füßen zu erklären versucht, dass sich bestimmt weder Pistolen noch Gewehre im Fahrzeug befinden. Manchen glaubt man. Fahrern von VW-Bussen wohl nicht. Das Innere unseres Fahrzeuges wird durchwühlt. Jetzt wird die große Blechkiste auf dem Dach unseres Transporters entdeckt. »Bagage Kontroll« und der Marokkaner gibt zu verstehen, wir sollen die Kiste abschrauben und auf den Boden stellen. Ich fluche. Jammern hilft mehr. Jetzt soll die Kiste auf dem Dach kontrolliert werden. Als sich die Zöllner nicht einigen können, wer das halbsbrecherische Unternehmen wagen soll, grinst man uns an, sagt »bon« und winkt uns durch.

Jetzt gilt es die Pässe zurückzuerobieren, was auch nach gut 45 Minuten und etwas Bakschisch gelingt.

Wir sind da. Marokko – oder Maghreb el Aksa – wie es bei den Arabern heißt! Vor uns eine gute Straße. Rechts und links grüne Wiesen und Bäume. Wir sind etwas enttäuscht. Was wir sehen ist die deutscheste Landschaft, die man sich vorstellen kann. Entschädigt werden wir nur ab und zu, wenn das Mittelmeer mit seinem weißen Strand bis dicht an die Straße herantritt.

Wir werden überholt. Ein alter Renault voller Marokkaner. Sie hupen und winken. Wir winken zurück. Nette Leute. Sie fahren neben uns. Jetzt können wir ihr Schreien verstehen. »Good Allemagne, good money, give me money«. Wir fahren weiter, der Renault fährt vorbei und wir verlieren ihn aus den Augen. Rechts der Straße weiden Kamele. Hinter einer langen Rechtskurve steht der Renault. Die Marokkaner sind ausgestiegen, stehen mitten auf der Straße und winken. Wir be-



schleunigen. Sie springen zur Seite. Im Rückspiegel sehe ich sie schimpfen und die Verfolgung aufnehmen. Nach einigen Kilometern Fahrt erreichen wir Tetouan. Der R 16 ist noch hinter uns. Die Straßen in Tetouan sind eng und voller Menschen. Nach einigen Kurven und Ecken sind wir die Nervensägen los. Nach langem Suchen finden wir zurück auf die Hauptstraße. Wir fahren Richtung Tanger. Mit häufigen Blicken in den Rückspiegel geht die Fahrt rasch voran.

In Tanger wenden wir uns nach Süden und erreichen auf der Küstenstraße das am Atlantik gelegene Örtchen Asilah. Das Städtchen

geht mit seiner Geschichte bis auf karthagische Zeit zurück.

Wir stellen den Bus auf dem bewachten Campingplatz ab. Zu Fuß erreichen wir den Markt, der hier wöchentlich vor den Mauern der alten Kasbah stattfindet. Wir kommen uns noch recht fremd vor. Man sieht hier kaum europäisch gekleidete Menschen. Vorherrschend trägt man den fast bis zum Boden gehenden weiten Kaftan, dessen Kapuze sich der Ma-

rokkaner meist tief ins Gesicht zieht. Die Frauen tragen hier im Norden meist dasselbe Kleidungsstück, dazu aber einen Schleier oder etwa lange gestreifte Gewänder und dazu riesige Stroh Hüte, die mit kleinen roten Bommeln verziert sind.

Die Händler sitzen auf dem Boden, oft nur vor ein paar Tomaten oder einem Häufchen Pfeffer, ein paar Gurken und Kürbissen. Wie überall später im Land, werden wir auch hier sofort von Halbwüchsigen und Kindern »überfallen«. Sie bilden in jeder Stadt organisierte »Banden«, die versuchen, mit Touristen ins Geschäft zu kommen. Sie arbeiten als Fremdenführer, machen Besorgungen, kennen jeden, vermitteln Geschäfte gesetzlicher und ungesetzlicher Art, verkaufen selbst und wissen alles, was in ihrem Gebiet vor- oder nachgeht. Man nennt sie überall nur die »Jungen«. Sie sind zwischen sieben und sechzehn Jahren und oft die einzigen Ernährer ihrer Familien. »Haschisch Monsieur, billig bon Haschisch«. Einige der Jungen wollen unbedingt ein Geschäft mit uns machen. Der Wirt des Lokals jagt sie fort. Wir sitzen an einem Tisch auf der Straße. Wir essen Tajine, ein Gericht aus Hammel-, Rind- oder Hühnerfleisch, Kartoffeln und Erbsen. Alles ist durch die reichliche Beimischung von Safran in ein leuchtendes Gelb getaucht. Dieses Gericht ist neben Couscous eines der marokkanischen Nationalgerichte. Dazu trinken wir den »grünen Tee«, der mit viel Zucker über frische Minze gegossen und sehr heiß getrunken wird. Bei einer Flasche Rotwein zum Dessert

strecken wir uns behaglich aus und beobachten von unserem Tisch aus das abendliche Treiben vor uns auf dem großen Platz – Ibn Khaldoun. Die meisten Gassen und Straßen in der Medina von Asilah haben übrigens keinen Namen!

Rabat – Königsstadt am Atlantik

Über Larache, Ksar el Kebir, Suk el Arba du Rhab und Kenitra erreichen wir Rabat. Der Hassan-Turm, das Wahrzeichen der Stadt, zeigt uns schon von weitem den Weg. Rabat ist heute Hauptstadt und Residenz der marokkanischen Könige. Die Stadt ist neben Marrakesch, Meknes und Fes eine der vier berühmten »Königsstädte«. Hier hatten im Laufe der Geschichte die einzelnen Dynastien ihre Residenzen und jeweiligen Hauptstädte ihres maurischen Reiches.

Die heutige Hauptstadt liegt etwas südlich der Mündung des Bou Regres am Atlantik. Gegenüber der modernen Großstadt Casablanca hat sich Rabat bis heute noch seinen leicht provinziellen Charakter bewahren können. Abou Youssef Yakoub al-Mansur machte das seinerzeit noch beschauliche Städtchen am Meer im 12. Jahrhundert zur Hauptstadt seines Almohaden-Reiches. Die nachfolgende Dynastie der Meriniden zeigte an dieser Stadt kein Interesse. Im 16. Jahrhundert bestand der Ort nur noch aus etwa einhundert Häusern. Später unternahmen Piraten von hier ihre Raubzüge auf Engländer, Holländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen.

Doch für die Vergangenheit haben wir im Augenblick wenig Sinn, uns lockt das »Abenteuer Basar«. Durchs Sonntagstor – das Bab el-Had betreten wir unsere erste Königsstadt. Über den breiten Boulevard Hassan II gelangen wir zur alten Medina. Die Medina oder Altstadt ist von hohen Lehm-mauern umgeben. Hier finden wir die Souks. Die schmalen Gassen sind gegen die brennende Sonne oft mit Schatten spendenden Matten überspannt. Hunderte von Händlern preisen hier lauthals ihre Ware an. Alle Düfte des Orients hängen in der Luft. Handwerker betreiben ihr Geschäft direkt neben den winzigen Läden von Tuchhändlern und Gewürzständen. Esel tragen schwer beladen ihre Last durch die Gassen und werden rücksichtslos und laut von »Mopedkünstlern« zur Seite gehupt. Eine ähnliche Medina findet sich eigentlich in jeder marokkanischen Stadt und ist wohl mit das Bunteste, was Nordafrika uns Mitteleuropäern zu bieten hat. Wir laufen durch die engen Gassen der Souks, kaufen hier ein paar



Datteln, dort ein Stück Honigkuchen und erwehren uns der »Jungen«, die in uns wieder Opfer gefunden zu haben glauben.

Da abgestellte Autos in marokkanischen Städten allein unter der Obhut eines Parkwächters einigermaßen sicher aufgehoben sind, stellen wir unseren Bus auf einen bewachten Parkplatz und drücken dem heraneilenden, in der Luft herumfuchtelnden Marokkaner ein Dirham-Stück in die Hand. Als wir zurückkommen, steht ein anderer Parkwächter, diesmal mit einem blauen Kittel bekleidet, vor unserem Fahrzeug und verlangt lauthals seine Provision. Jetzt erst begreifen wir, dass sich beim ersten Mal ein Spitzbub im Vorübergehen den Dirham »verdient« hat.

Vorbei an der Königsmoschee und am Palast des Königs, den man uns nur aus angemessener Entfernung bewundern lässt, schlagen wir die Richtung nach Casablanca ein.

Casablanca – Ed-Dar el-Beida – ist die größte und wirtschaftlich wichtigste Stadt des Königreiches. Die Hochhäuser sieht man schon von weitem in der Hitze flimmern. Das Verkehrsgewühl ist wieder mal unerträglich. Hier wechselt man die Fahrspuren, ohne den folgenden Verkehr zu beachten oder ihm gar ein Zeichen seiner Absichten zu geben. Außenspiegel scheinen unbekannt zu sein. Ich selbst kann zumindest an keinem Fahrzeug einen entdecken. Wir verlassen diesen Hexenkessel so schnell wie möglich. An großen Slums aus Wellblech, alten Kisten und Ölfässern geht unsere Fahrt vorbei. Wieder auf offener Straße, entlang dem Atlantik, atmen wir auf, diesem Chaos entkommen zu sein.

Vor uns her schaukelt ein Lkw. Die paar Dutzend Kinder, die auf seiner Ladefläche arg durcheinander geschüttelt werden, schreien und winken zu uns herüber. Schulausflug? Ernteeinsatz? Egal, die Stimmung dort drüben ist bombig!

Panne?

In El-Jadida erwartet uns am Abend ein recht moderner und gut geführter Campingplatz, nur wenige Meter vom Atlantik. Direkt neben uns hat eine marokkanische Großfamilie ihr feudales Camp aufgeschlagen. Zu den ärmsten gehört sie wohl nicht. Vor den riesigen Steilwandzelten stehen Luxus-Limousinen, die Kleinen werden von Kindermädchen umsorgt und ein kleines Heer von Bediensteten sorgt für einen reibungslosen Ablauf des Dinners an der großen Tafel. Bei uns geht's heute etwas bescheidener zu: Ravioli à la Dose.

Die Landschaft hat sich verändert. Die grünen Wiesen des Nordens sind verschwunden. Die Straße zieht sich durch eine leicht hügelige Landschaft. Der Bodenbewuchs ist mager und von der Sonne verbrannt. Die kleinen Lehmhöfchen, etwas abseits der Straße, sind durch ihre Farbe kaum von der übrigen Landschaft zu unterscheiden. Die Straße ist oft so schmal, dass man bei Gegenverkehr auf den harten lehmigen Seitenstreifen ausweichen muss. In der Hitze verschwimmt in der Ferne der Asphalt. Da, plötzlich ein Geräusch am linken Vorderrad. Wir suchen Schatten, um der Sa-



che nachgehen zu können. Jedoch ist weit und breit kein Baum oder anderer Schattenspender zu entdecken. Wir fahren rechts von der Straße und bocken den VW vorne hoch. Das Rad wird abmontiert. Weder an der Vorderachse, noch an der Bremsstrommel oder sonst wo lässt sich etwas feststellen. Das Hemd klebt am Körper. Wutschnaubend und schwitzend montiere ich das Rad wieder auf. Ein kleiner Junge, der in der Nähe seine Ziegen hütet, kommt neugierig herbei. Das Rad ist fest. Ein Schluck Tee tut jetzt gut. Ich habe keine Lust mehr, die Radkappe wieder anzubringen und schmeiße sie in den Wagen. Die Fahrt geht weiter. Das Geräusch ist weg. Ein Stein, der sich in die Radkappe verirrt hatte, war wohl der Übeltäter. Aber unheimliche Geräusche am Fahrzeug – besonders weitab gepflegter Service-Werkstätten – haben eben schon immer eine besondere Anziehungskraft auf mich ausgeübt.

Marrakesch und der Platz der Geköpften

Inmitten der Haouz-Ebene liegt Marrakesch. Die Oasenstadt, nur 60 Kilometer vom schneebedeckten Hohen Atlasgebirge entfernt, ist unser nächstes Ziel.

Gründer der Stadt waren Kamelnomaden, die zur Eroberung des Landes im 11. Jahrhundert aus der Sahara aufgebrochen waren.

Jahrhunderte lang lösten sich Aufbau und Zerstörung in der Stadt ab. Dynastien kamen und gingen. Den Charme der Sahara, das Exotische der Berbevölker des nahen Atlas und der Oasencharakter machen Marrakesch unvergleichlich unter den Königsstädten Marokkos.

Wir fahren durch den rund um Marrakesch angelegten Palmenhain. Die »Perle des Südens« empfängt uns in der Mittagsglut. Breite Boulevards führen in die Stadt. Die Häuser zu beiden Seiten haben hübsche Vorgärten. Die blühenden Büsche und Palmen vor den zumeist rosa Häusern bieten uns ein farbenfrohes Bild. Hier im Norden der Stadt haben sich der sozial besser gestellte Teil der Bevölkerung sowie viele Europäer angesiedelt.



Der Campingplatz dagegen bietet ein Bild des Jammers. Im Staub lagern Dutzende von durchgeknallten Typen und hoffen auf einen billigen Joint. Der Schatten unter den wenigen

Eukalyptusbäumen ist knapp. Auch Hunderte von Fliegen tragen nicht unbedingt zur Erholung bei. Eine Pferdedroschke bringt uns zur Medina. Beim Geklapper der Hufe meinen wir auch das Klappern der Rippen der Zugtiere zu vernehmen. Am Place Djemna el-Fna, inmitten der Medina, stürzen sich wieder einmal unzählige »Jungen« auf uns. Der Platz der Geköpften – so die Übersetzung – etwa 150 Meter lang und 100 Meter breit, ist, was die Farbenpracht und Lebhaftigkeit des hier stets herrschenden Treibens angeht, in der



ganzen orientalischen Welt einzigartig. Jetzt am Nachmittag scheint sich hier der ganze marokkanische Süden ein Stelldichein zu geben. Zuschauer versammeln sich um Schlangenbeschwörer, Zauberer, Gaukler, Märchenerzähler, Koranvorleser, Akrobaten und Musikanten. Dazwischen Friseure, Schreiber, Zahnausreißer und Bettler. Maleisch wirken die in rotes Tuch gekleideten Wasserverkäufer, bei denen man für ein paar kleine Münzen aus einem Ziegenledersack seinen Durst stillen kann. Auf diese Kostprobe möchten wir jedoch aus gesundheitlichen Gründen erst einmal verzichten.

Der »Platz der Geköpften« oder »Versammlungsplatz der Toten«, wie der Platz in der sinnbildlichen Übersetzung auch heißt, bezieht seinen Namen darauf zurück, dass der Kalif, der mit Hinrichtungen schnell zur Hand war, die Köpfe der Exekutierten hier ausstellen ließ. Aber diese Zeiten sind lange vorbei. Wir jedenfalls können uns nicht satt sehen am bunten Treiben, das sich hier an jedem späten Nachmittag abspielt.

Durch enge Souks, vorbei an kleinen Werkstätten, führt unser Weg zur Médressa Ben Youssef. Im Inneren des Palastes empfängt uns eine angenehme Kühle und Ruhe. Das alte Bauwerk zeichnet sich durch eine Architektur aus, die in ihrem Stil Mosaiken, Stuck, Marmor und Zedernholzarbeiten in einen prachtvollen Einklang bringt. Hier war einst die größte Koranschule des Landes. Bis zu 900 Studenten konnten hier untergebracht



und unterrichtet werden.

Die Souks der Medina von Marrakesch sind abwechslungsreich wie in keiner anderen marokkanischen Stadt. Die verschiedenen Handwerksgruppen belegen ganze »Straßenzüge«. So wandern wir durch ein Viertel der Kupferschmiede, ein anderes der Holzschnitzer oder ein drittes der Schneiderwerkstätten, in denen man noch heute Dutzende von Kindern arbeiten sehen kann. Im Viertel der Färber hängt die eingefärbte Wolle wie in bunten Girlanden über den Gassen.

Bei einem Lederverkäufer erstehen wir nach längerem Handeln zwei hübsche Taschen. Man sagt, wenn das Geschäft für einen Händler keinen großen Gewinn abwirft, grüßt er seine Kunden nicht mehr. Als wir später nach weiteren Einkäufen an seinem Laden vorbeikommen, grüßt er sehr freundlich und winkt uns zu!

Durch den Hohen Atlas

Von Marrakesch nach Agadir führt eine recht gute Straße über Chichaoua. Wir fahren jedoch die alte Straße übers Gebirge, wir wussten allerdings nicht, dass sie so alt ist. Das Örtchen Asni liegt malerisch in einem weiten Talkessel in fast 1200 Metern ü. d. M. Obst- und Nussbäume, Eschen und Pappeln bestimmen das Bild. Hier wird noch einmal getankt. In einem kleinen Laden kaufen wir für 5 Dirham den gesamten Bestand an Bonbons und Süßigkeiten. Die Kinder unterwegs werden es uns (hoffentlich) danken und uns nicht, wie manch andere, mit Steinwürfen empfangen.

Die Straße führt in vielen Windungen hinauf in den hohen Atlas. Ein Junge winkt am Straßenrand. Wir halten an. Er bietet uns große Amethysten an, die er in den Bergen gesucht hat. Wir kommen ins Geschäft. Einige seiner Prachtstücke und ein paar Dirhamscheine wechseln die Besitzer. Er schnorrt noch eine Zigarette und der Bus rollt weiter. Das Mineralfieber hat uns gepackt. An einer günstigen Stelle halten wir an. Wir wollen selbst unser Glück probieren. Es lässt nicht lange auf sich warten. Ein großer Stein verrät durch seine Gestalt, dass er Amethystkristalle beherbergen könnte. Beim Aufheben des Brockens fühlt sich ein großer schwarzer Skorpion, der hier die Tageshitze verschlafen hatte, in seiner Ruhe gestört. Er läuft aufgeregt hin und her. Ich lasse vor Schreck den Stein auf das unglückliche Tierchen fallen. Dann laufen wir auch.

Immer höher in den Atlas führt uns die Straße. Der Straßenbelag hat inzwischen aufgehört. Spitze Steine und tiefe Schlaglöcher bilden kilometerlang die Fahrbahn. Zeitweise wird die »Straße« für einige Kilometer wieder etwas besser, aber nur, um dann mit noch größeren Schlaglöchern aufwarten zu können. Ab und zu begegnet uns ein Lkw. Eine Zeitlang fährt vor uns ein alter Citroen. Die Zahl der Insassen kann man nur schätzen. Er hängt sehr tief. An manchen Bodenwellen sitzt er auf. Aber der Fahrer nimmt die meisten mit Schwung oder fährt zurück und bewältigt

größere Buckel mit Anlauf. Es knirscht und kracht zwar jedes Mal sehr ungesund, wenn der Fahrzeugboden über die Steine schrappt, aber die Fahrweise hat Methode und Erfolg. Irgendwann erreichen wir den Tizi N Test mit 2100 Metern, die höchste Stelle dieser Strecke, und damit auch wieder eine Asphaltstraße. In rasender Fahrt geht es nun kilometerlang bergab. Wir meinen jetzt, da das Geholper aufgehört hat, im Rolls-Royce zu fahren. Der Fahrtwind ist heiß und nimmt, je tiefer wir kommen, an Unerträglichkeit zu.

Atlantikstrände und Agadir

Taroudant ist eine typische Saharasiedlung – ein Ksar – ein von einer hohen Lehm-mauer umgebener Ort. Der ursprüngliche Charakter der Stadt ist mangels Europäerviertel voll und ganz erhalten. Hier blühte einst der Sklavenhandel mit dem Sudan. Wir nutzen unseren Stopp allerdings nur, um einige helle Brotfladen einzuhandeln. Wir haben seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Für die 200 Kilometer lange Strecke von Marrakesch bis hierher benötigten wir die Kleinigkeit von 6 Stunden. In 2 Stunden werden wir in Agadir sein. Der Campingplatz von Agadir liegt nur einen Steinwurf vom Atlantik entfernt. Wir nutzen die Gelegenheit zu einem sehr kühlen Bad. Unter einem Eukalyptusbaum schlagen wir unser Lager auf. Die Vorteile dieses Camps liegen in seinem sehr gut sortierten modernen Lebensmittelshop und den warmen Duschen. Beides hatten wir seit Tagen nicht mehr zu sehen bekommen.

Agadir war bis 1960 eine blühende Stadt, bis in der Nacht vom 29. Februar zum 1. März 1960 eines der schwersten Erdbeben die Stadt fast völlig zerstörte. 15.000 Menschen fanden dabei den Tod. 1962 wurde mit dem Wiederaufbau im modernen Stil begonnen. Heute ist Agadir das größte und modernste Touristenzentrum Marokkos. Von einer typisch marokkanischen Stadt mit einer Medina, den Befestigungsmauern und den dunklen Souks kann allerdings kaum mehr die Rede sein. Große Hotelbauten reißen sich aneinander und für die Feriengäste wurden Einkaufsstraßen mit kleinen Boutiquen und hübschen Souvenirshops angelegt.

Nach der Strapaze der Fahrt wollen wir heute Abend mal ganz zivilisiert essen gehen. Der Hunger treibt uns in ein typisches Touristenlokal. Rotbefrackte Kellner laufen emsig hin und her. Auf den Tischen stehen Kerzen und um uns herum sitzen sonnenverbrannte europäische Urlauber. Entsprechend sind die Preise. Dafür bekommen wir einen trockenen, laschen Couscous, ein sonst hervorragendes Gericht aus Gries, Hammelfleisch und Gemüse. Zum Trost leisten wir uns jedenfalls eine Flasche Rotwein, für deren Preis wir allerdings in normalen nordafrikanischen Pinten zwei Tage hätten sehr gut essen können.

Die Nacht hier am Meer ist nicht so heiß und schwül wie im Landesinnern. Gut ausgeschlafen machen wir uns wieder auf die Reise.

Die Fahrt führt erst mal am Atlantik entlang nach Norden. Nach einigen Kilometern bie-



gen wir nach Osten ab und fahren wieder hinauf in den Hohen Atlas, dessen Ausläufer hier bis an das Meer heranreichen.

Die Straße schlängelt sich durch ein schmales Tal. Die Berge zu beiden Seiten verengen sich nach wenigen Kilometern zu einer Schlucht. Ein kleiner Fluss durchzieht zusammen mit unserer Straße diesen Cañon. Am Ufer des Flusses gedeihen Dattelpalmen und Oleander. Das ganze Tal summt von Insekten, die durch den Duft der Millionen von Blüten angelockt werden. Das kristallklare Wasser, das sich plätschernd zwischen großen Kieselsteinen seinen Weg sucht, der rosa und weiß blühende Oleander und die sich leicht hin- und herwiegenden Palmen bieten uns das bisher landschaftlich Schönste auf unserer bisher oft sehr staubigen Tour.

Nach weiteren zwanzig Kilometern verlässt die Straße das Tal und führt uns weiter hinauf in die Berge. Unsere Fahrt endet mitten in einem Wadi, einem ausgetrockneten Flussbett. Von hier setzen wir unseren Weg zu Fuß fort. Wir durchwandern einen Olivenhain und erreichen nach 15 Minuten das Ziel unserer heutigen Etappe. Am Ende eines kleinen Tales stehen wir am Fuße eines Wasserfalls, der vielleicht fünfzig Meter von einer Felswand herabstürzt. Das Wasser hat hier unten im Laufe der Jahr-millionen einen kleinen See in den Stein gehöhlt. Durch die Luft spritzen Wassertropfen, die in der Sonne wie Kristalle funkeln. In den Felsspalten wachsen Farne und eine angenehme Kühle lässt die Hitze des Tages vergessen. Ein paar Kinder aus dem nahe gelegenen Ort Imouz-zir des Ida Outanane tummeln sich im Wasser.

Unser Bus ist heiß wie ein Backofen. Wir hatten ihn mitten im Wadi in der Sonne zurückgelassen.

Auf der Rückfahrt zur Küste werden wir noch ein paar Zigaretten und eine Tüte Bonbons los. Dafür können wir einige schöne Ammoniten unser eigen nennen. Die warme Dusche in Agadir hat uns wieder.

Durch die Dünen

In unserem Gepäck befindet sich ein Paket mit Wäsche und Kleidungsstücken, das uns Bekannte in Deutschland für eine Berberfamilie im Dörfchen Sidi R'bat mitgegeben hatten. Sidi R'bat, 50 Kilometer südlich von Agadir. Ein Fischerdorf am Meer. Die Straße geht nicht nach Sidi R'bat, sie endet in Massa. Von dort fahren wir auf einer Erdpiste. Ein kleiner Junge steht am Weg und will mit. Nach fünf Minuten ist er genug Auto gefahren. Er steigt wieder aus und läuft zurück. Wir



schaukeln an einem Fluss entlang. Auf einer Sandbank stehen Flamingos. Die Piste ist oft versandet und nur mit Vollgas bekommt unser Bus schlindernd und schwimmend immer wieder festen Boden unter die Pneu-s.

Doch alles ist einmal zu Ende, so auch diese Piste. Jetzt kommt nur noch Sand. Wir halten. Links unten am Flussufer steht mitten im tiefen Sand ein uralter Mini-Bus. Ein Holländer. Die Seitentür ist offen. Die Hippies im Wageninneren reagieren kaum auf unseren Besuch. Mit glasigen Augen schauen sie durch uns hindurch. Haschisch hatte hier wohl seine Wirkung entfaltet. Wir wollen unseren Bus wenden und unter dem einzigen Baum weit und breit im Schatten »einparken«. Die Piste ist sehr schmal. Ich gerate beim Wenden mit einem Hinterrad in den Sand. Jetzt vorsichtig! Langsam kuppeln, wenig Gas. Das Rad wühlt sich tiefer. Wir legen Steine und Matten vor den Reifen. Sie fliegen nach hin-

ten fort. Die Achse sitzt auf. Jetzt heißt es arbeiten. Das Rad muss völlig freigeschaufelt und unterlegt werden. Ein Eseltreiber hilft ohne viele Worte und scharrt den Sand mit den Händen weg. Der Wagen wird hochgebockt und große Steine werden unter das Rad gepackt. In einer Rinne werden die Steine bis hin zur „Straße“ gelegt. Inzwischen hat sich noch ein zweiter Einheimischer dazugesellt, der dem anderen mit vielen Ratschlägen zu helfen weiß.

Der Wagen rollt an und rutscht seitlich von den Steinen. Also, dasselbe noch einmal, nur diesmal etwas breiter untermauern. Es klappt. Die beiden Helfer halten die Hände auf. Endlich stelle ich den Bus unter den Baum. Von hier haben wir einen guten Blick über die Gegend. Etwa 50 Meter unten der Fluss, der hier etwa 300 Meter breit ist. 1 Kilometer flussabwärts der Atlantik. Die Mündung des Flusses ist versandet. Wanderdünen haben den Abfluss ins Meer verschüttet, so dass sich hier ein kleiner Stausee gebildet hat. Auf der anderen Seite des Flusses sind nur haushohe



Sanddünen zu erkennen, die sich auch über die »Mündung« zu uns herüberziehen. Nirgends ein Haus.

Wo ist Sidi R'bat?

Wir gehen zum Meer. Oft sinken wir bis über die Knöchel in den feinen Sand. In der Brandung steht ein Flamingo. Beim Näherkommen schwingt er sich in die Lüfte. Den paar Jungen, die hier an der Küste angeln, kaufen wir einen Fisch ab. »Sidi R'bat? – oui Monsieur«; sie zeigen über die Dünen.

Schon weit in den Dünen entdecken wir einen Brunnen mit einem kleinen Häuschen, davor sitzt ein alter Mann, der Brunnenwächter. Unseren Zettel mit der Adresse kann er nicht lesen. »Sidi R'bat? Oui, oui«. Auch er zeigt weiter in die Dünen. Dort finden wir einen Friedhof. Die Steine sind halb von Sand bedeckt. Ein Moslem liegt auf der Erde und betet. Wir beschließen, morgen weiterzusuchen und wandern zurück zum Fluss.

Um den Bus hat sich inzwischen ein Rudel wilder Hunde angesiedelt. Wenn man sie anschreit oder einen Stein schmeißt, laufen sie jaulend weg, dann kommen sie wieder. Aber sie halten Abstand, sie haben Angst. Der einzige, der sich vor den Hunden fürchten muss, ist unser Fisch, den wir gerade noch retten können, als er vom Grill gezogen werden soll. Wir lassen ihn uns schmecken. Um die Abfälle balgt sich die Meute.

»Monsieur Allemagne – Radio kaputt«. Der alte Brunnenwächter besucht uns. Er hält mir ein kleines Transistorradio unter die Nase. Die Lötstellen sind gebrochen und ganze Teile fehlen. Da kann auch kein Monsieur Allemagne helfen. Traurig, fast zärtlich betrachtet er das »Gebrochen« in seiner Hand. Ungläubig startt er mich an, als ich ihm eines unserer nagelneuen Radios in die Hand drücke. Wir hatten sie gekauft, um sie unterwegs in Messingwaren einzutauschen. Eines mehr oder weniger macht uns auch nicht viel ärmer. Es ist knallrot und aus seinem Lautsprecher quäkt arabische Musik. Unter vielen »Allah vergelts« wandert der Alte in die Richtung zum Meer. Sein Kaftan reicht bis zu den Knöcheln, seine Sandalen schlurfen durch den Sand, das Radio hält er sich halb unter den Turban, um besser hören zu können. Der rote Glutball der Sonne verschwindet zusammen mit ihm hinter den Dünen. Heute ist er nicht mehr allein in seiner Hütte inmitten von Sand. Heute hat er Musik. Hoffentlich bekommt er hier Batterien!



Zu Gast bei den Berbern

Der Morgen hier am Fluss ist kühl. Doch schon nach kurzer Zeit beginnt die Sonne zu stechen. Mit dem voluminösen Textilkpaket unterm Arm machen wir uns auf den Weg. Immer wenn wir auf dem Grat einer Düne angekommen sind, sehen wir vor uns eine neue. So geht es über eine Stunde, dünauf, dünauf. Dann sehen wir vor uns auf einem Hügel ein Dutzend Lehmhütten. Wir steigen hinauf. Der Schweiß rinnt in Strömen.

Das Dorf ist wie ausgestorben. Die Bewohner haben sich in das kühle Innere ihrer Hütten zurückgezogen. Eine Frau, tief verschleiert, flüchtet bei unserem Anblick in eine Tür. Nach einigem Umherirren entdecken wir einen älteren Mann, dem wir unseren Zettel mit dem Namen der Familie unter die Nase halten. Er zeigt uns ein Haus am Rande des Dorfes, gibt uns aber mit Händen und Füßen zu verstehen, dass dort niemand zu Hause sei. Er lädt uns ein, in seiner Hütte auf die Rückkehr der Familie zu warten.

Durch eine Öffnung in der Lehmmauer gelangen wir in einen kleinen Innenhof. Er führt uns in sein bestes Zimmer. Der Raum ist ungefähr vier Meter lang und zwei Meter breit. Die Wände sind weiß gekalkt. Der Fußboden ist zementiert. Licht fällt nur durch die Tür herein. Es scheint, alle Fliegen Süd-Marokkos haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Zu Hunderten sitzen sie an den Wänden oder schwirren lustig durch den kühlen Raum. Auf dem Boden liegen ein paar Bastmatten. Freundlich bietet man uns Platz an. Wir setzen uns mit gekreuzten Beinen zu ihm auf den Boden. Während der Alte in einem schwarzen Holzkohlebecken ein Feuer entfacht, erscheint sein Sohn mit zwei kleinen Kindern. Alle setzen sich zu uns.

Die Teezeremonie beginnt. In einer Metallkanne bereitet der Berber in der Holzkohlen-glut heißes Wasser. Vor uns wird ein Tablett aufgestellt, auf dem sechs ungespülte Gläser fein säuberlich in Reih und Glied ausgerichtet werden. Das erste Glas wird halb mit Wasser gefüllt. Mit zwei Fingern reinigt der Alte flink das Trinkgefäß. Dann kippt er das Wasser ins zweite. Das Wasser wandert durch alle sechs Gläser und landet zuletzt in einem Napf, in dem wir uns nun die Hände »gründlich« reinigen können. Der junge Mann reicht uns ein Handtuch, an dem noch einzelne Spuren verraten, einmal recht farbig gewesen zu sein. Mit einem Stein werden auf dem Fußboden Zuckerstücke zerkleinert und zusammen mit den frischen Teeblättern in die Metallkanne gefüllt. Die Fliegen sind ganz aufge-regt. Sie laufen quer durchs Gesicht und versuchen, Mund, Augen und Nasenlöcher zu erkunden. Aber wenn man sich in Bewegung hält, benehmen sie sich etwas zurückhaltender. Der Tee scheint genug gezogen zu haben. Der Alte gießt sich im hohen Bogen etwas ins Glas. Er probiert. Noch nicht gut. Zurück in die Kanne.

Die Verständigung ist stockend. Die Männer reden arabisch und mit einigen Brocken fran-

zösisch auf uns ein. Aber durch Fuchteln sämtlicher Arme in der Luft und heftiges Grimassenschneiden kommt die »Unterhaltung« immer mehr in Gang. Der Tee ist fertig. Er ist heiß und gut. Die Kinder bekommen ein Stück Zucker, bevor die Brocken wieder in einer Blechbüchse verschwinden. Das Teegeschirr wird weggeräumt. Die Fliegen weiden den Fußboden nach einzelnen Zuckerkrümchen ab.

Nun baut man einen niedrigen Holztisch vor uns auf. Ein älterer Junge bringt einen Topf und einen großen gebackenen Fladen. Ohne dass wir es merkten, hat man uns zum Essen eingeladen.

Im Sud schwimmt ein gekochter Fisch. Bevor wir uns versehen, hat jeder vor sich auf der blanken Holzplatte ein Stück davon liegen. Der Brotfladen wird gebrochen. Man muntert uns auf, unser Brot in einen Tiegel mit ranziger Butter zu tunken. Wir begnügen uns damit, die Fladen eifrig in der Fischbrühe zu schwenken. Der Geschmack des Gerichtes ist nicht mal schlecht, doch tragen die verklebten Rotznasen der Kleinen, an denen sich nun auch wieder die Fliegen ein Stelldichein geben, nicht sehr zur Steigerung des Appetits bei. Froh, unseren Anstandsissen gegessen zu haben, fährt die Hand des Gastgebers auch schon wieder in den Topf, um erneut einige Stücke des Fisches für die Gäste herauszuangeln. Um uns herum vernimmt man lautes Schmatzen. Von allen Seiten greifen nun Hände in den Sud, aus dem sie größere und kleinere Teile des armen Fisches zu Tage fördern, um sie sogleich in die Mäuler zu stopfen.

Während des Mittagessens erfahren wir, dass die von uns gesuchte Familie erst am Abend zurückkäme. Wir beschließen, nach der Mahlzeit den Rückweg anzutreten, um vor noch mehr guten Taten der freundlichen Berber sicher zu sein. Wir machen ihnen einen Teil der Wäsche zum Geschenk und bitten sie, den Rest mit vielen Grüßen selbst bei ihren Nachbarn abzugeben. Ob unser Wunsch so erfüllt wird, weiß Allah allein.

Wir stehen noch in dem kleinen Hof und verabschieden uns von unseren Gastgebern. Als wir uns bei der Hausfrau, die uns erst jetzt vorgestellt wird, für das feine Essen bedanken, läuft sie eilig in die Küche. Sie kommt zurück, drückt uns einen verbeulten Blechnapf in die Hand und fordert uns freudestrahlend auf, den Inhalt – eine dicke, angeklumpte Milch – mit kräftigen Zügen zu leeren. Mehr als einen kleinen Schluck wollen wir uns nicht zumuten. Wir geben den Topf weiter. Er macht die Runde und taucht, nachdem auch die lieben Kleinen ihre Nasen hineingehalten haben, schon wieder vor uns auf. Wir retten uns mit eiligen Schritten hinaus in die Dünen.

Baumziegen im AntiAtlas

Am späten Nachmittag treffen wir wieder in Agadir ein. Der Bus muss in die Werkstatt. Außer Ölwechsel und Abschmieren brauchen wir auch zwei neue Stoßdämpfer. Die Piste am Fluss war wirklich sehr schlecht.



Der Strand, eine kleine billige Kneipe mit phantastischer Küche und vor allem die warmen Duschen verleiten uns, zwei weitere Tage in Agadir zu bleiben.

Ausflugstour nach Süden. Der Kamelmarkt in Goulimine, der heute stattfinden soll, ist der größte in ganz Marokko. Die Straße führt aus den recht fruchtbaren Ebenen langsam hinauf in den Anti-Atlas.

Wir begegnen hier einer merkwürdigen Baumart, die nur hier im südlichen Marokko und einigen Teilen Südamerikas vorkommt: Den Arganien. Sie ähneln Olivenbäumen. Ihre Früchte sind eine Lieblingsnahrung der Ziegen, die hier bis in die obersten Zweige der Bäume klettern. Aus dem Kot der Ziegen lesen die Hirten die unverdauten Kerne heraus und gewinnen aus ihnen ein Öl, das sie für die Speisezubereitung verwenden.

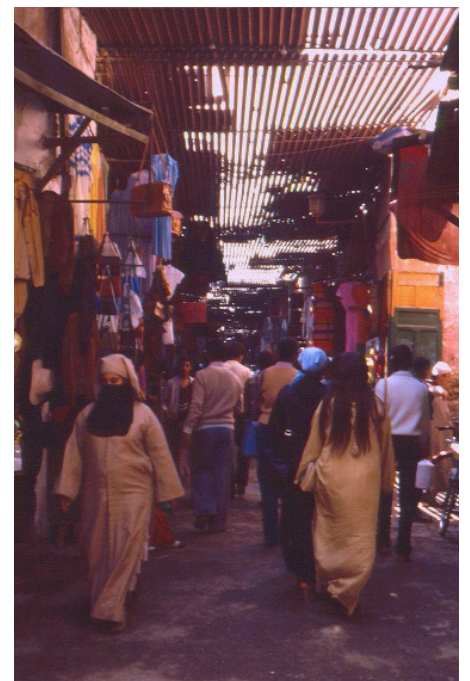
In Goulimine, dem südlichsten Punkt unserer Reise, erfahren wir, dass der Kamelmarkt, der sonst jeden Samstag hier stattfindet, an ausgerechnet diesem Samstag ausfällt.

Enttäuscht fahren wir zurück bis zum Städtchen Bou Izakarn und biegen dort östlich ab, um die laut Reiseführer gut zu erreichende Oase Tarhijit zu besuchen. Nach einigen Kilometern hört jedoch – wie schon oft – der Straßenbelag auf.

Über 30 Kilometer holpern wir dahin. Die Piste hat zwar keine Schlaglöcher, dafür ragen überall spitze Steine aus dem Boden. Die Reifen halten erstaunlicherweise durch.

Die Oase Tarhijit hier im westlichsten Teil des Anti-Atlas, schmiegt sich an den Fuß eines Berges. Zum Teil umgeben Lehmmauern die Palmenhaine. Am Rande der Oase blüht Oleander. Inmitten der hitzeblimmernenden Steinwüste, deren Farben zwischen grau und braun schwanken, ruht sich das Auge am satten Grün der Dattelpalmen aus.

Zurück nach Bou Izakarn. Die neuen Stoßdämpfer haben ihre Aufnahmeprüfung bestanden. Auf einem Abstecher besuchen wir auch Tiznit am Rande der Sous-Ebene. Einst Handels- und Rastplatz für die Karawanen zwischen Marrakesch und Mauretanien.



Umgeben von lehmfarbenen Mauern liegt das Städtchen mit seinen bunten Souks in der Sonnenglut. Danach treffen wir am Abend pünktlich zur Öffnung der warmen Duschen wieder einmal in Agadir ein.

Jetzt feilschen wir besser

Agadir – Marrakesch. Wir fahren jetzt die Straße über Chichauoua. Die gut ausgebaute

Strecke führt uns wieder durch die abenteuerliche Landschaft des hohen Atlas. Schwerbeladene Esel ziehen längs des Weges. Von hinten sieht man oft nur eine große Ladung Reisig, aus der die Füße der meist bis auf die Knochen abgemagerten Langohren herausstaken. Rechts am Weg liegt der Kadaver einer Kuh. Vor uns auf der Straße ziehen wieder drei Reisigbündel dahin. Diesmal sind es aber Frauen, die hier gern als »Lasttiere« eingesetzt werden. Manchmal sieht man sogar den



Gatten lustig und leicht neben seinem bepackten Weib einherschreiten oder reiten!

Vom Westen her bietet Marrakesch kein so schönes Bild. Kleine schmutzige Hütten säumen den Weg. Nach kurzem Suchen finden wir wieder den Campingplatz. Die Hippies liegen noch immer im Staub. Nur sind es mehr geworden. Die Fliegen »begrüßen« uns als alte Bekannte.

Gegen Abend bummeln wir noch durch die lebhaften Souks und machen unsere Einkäufe. Das Feilschen geht überall recht laut vonstatten. Wir handeln jetzt härter als beim ersten Mal. Oft beschimpfen uns die Händler oder spucken sogar vor uns aus, aber die Preise lassen sich oft weit unter die Hälfte drücken. Keiner grüßt uns danach mehr!

Am Platz der Gaukler schauen wir noch einmal den Schlangenbeschwörern und Artisten zu. Am Rande des Platzes finden wir vor einem Café noch einen freien Tisch. Wir schlürfen einen heißen grünen Tee. Von hier aus lässt sich das Treiben, das gerade jetzt im Dämmerlicht wie aus »Tausend und einer Nacht« anmutet, gut beobachten. Das klagende Geschrei der Märchenerzähler mischt sich mit der arabischen Musik einer Tanzgruppe. Ein alter Araber setzt sich zu uns. Er will uns Taschen verhökern. Sein Minenspiel, das von lautem Lachen bis zum Wehklagen reicht ist ergötlich. Als er schließlich kein Geschäft



machen kann, verlässt er schimpfend unseren Tisch. Die Dunkelheit senkt sich über den Platz, doch noch immer dringt das Schlagen von Trommeln und Geschrei der »Künstler« zu uns herüber.

Auf der Straße der Kasbahs

Nach noch einigen Besorgungen auf der Post und der Bank verlassen wir heute Marrakesch. Wieder einmal hinauf in die Berge; diesmal nach Süd-Osten. Wir wollen nach Quarzazate und von dort aus in das Tafilalet, einer großen Oase weit unten im Süden. Die Straße führt in vielen Haarnadelkurven wieder hinauf in die herrliche Gebirgslandschaft. Bald erreichen wir den ersten Pass, den Tizi N'Ait Imger (1470 Meter). Die Landschaft wird immer großartiger. Unser VW passiert prächtig gelegene Berberdörfer. Überall an der Straße werden Steine und Halbedelsteine angeboten. In vielen Kurven geht es durch einsame Landschaften zum Tizi N Tichika-Pass (2270 Meter). Von hier haben wir eine einmalige Sicht auf die verschneiten Gipfel der umgebenden Berge. Nun geht es fast immer bergab. Das Benzin wird knapp. Wir haben zwar Reservekanister »an Bord«, sie jedoch noch nicht füllen lassen, da bis jetzt überall gute Tankstellen anzutreffen waren. In Irherm N Ougdal fahren wir eine Zapfsäule an. Nach langem Hupen erscheint der Tankwart. »Essence fini!« Eine Tankstelle 15 Kilometer weiter könnte uns »vielleicht« helfen. Die Tankanzeige steht auf Reserve. 15 Kilometer sind schon lange vorbei. Etwa 25 Kilometer weiter finden wir endlich eine Tankstelle. Mit einer Handpumpe dauert das Abfüllen von 50 Litern in den Tank und 40 Litern in die Reservekanister seine Zeit. Aber die hat man hier. Man gibt mir Bleistift und Papier. Ich soll den Preis selbst ausrechnen. Wer es darauf anlegt, fährt hier sehr billig.

Gegen Abend erreichen wir Quarzazate – ein erst 1927 als Militärstützpunkt entstandener Ort. Die Kasbah – die mehrstöckige Wohnburg aus gestampftem Lehm – bietet sich uns im Licht der untergehenden Sonne. Sie ist eine der gewaltigsten des Landes. Der Campingplatz ist umgeben von einer etwa zwei Meter hohen Lehmmauer. Der Wachposten mit seiner alten Flinte, der am Eingang im Schatten döst, erinnert an eine Figur aus den Büchern Karl Mays.

Im kleinen, sehr bescheidenen »Grande Hotel« bestellen wir Tajine. Die Katze zwischen unseren Beinen bekommt auch ihren Teil. Fett läuft über das Kinn und wir essen mit den Händen. Es schmeckt einmalig. Mit einer Flasche »rotem Marokkanischen« beschließen wir den ereignisreichen Tag.

Quarzazate liegt hinter uns. Vor uns liegt die Sahara. Wir fahren die »Route der Kasbahs«. Seit Jahrhunderten stellt sie die wichtigste Verbindung zwischen der Oase Zagora, südlich von Quarzazate, und dem Tafilalet dar. Die Wüste besteht hier aus Quadern und Steinen. Der Boden wechselt von Kilometer zu Kilometer die Farbe. Zwischen den Steinen wächst da und dort ein mageres Grasbüschel. Nördlich am Horizont begleiten uns die

schneebedeckten Gipfel des Hohen Atlas. Plötzlich huscht eine große, kräftige, rot gefärbte Echse über die Asphaltpiste. Wir bremsen. Ich will sie fotografieren. Sie rennt die Straße entlang und verschwindet blitzschnell in einem Steinhaufen. Vorsichtig entferne ich die Steine. Da liegt sie in einer Nische und stellt sich erst mal tot. Ein *Uromastyx africanus*, ein nordafrikanischer Dornenschwanz.

Wir erreichen Tinerhir, das inmitten von grünen Palmengärten umgeben von kahlen Bergen liegt. Natürlich unternehmen wir hier einen kleinen Abstecher in die berühmte Todhra-Schlucht mit ihren steilen Felswänden. Etwas später sind wir wieder auf unserer Hauptstrecke. Die Piste führt durch eine raue Hochebene. Die Luft steht. Stundenlang begegnet uns kein Fahrzeug. Ab und zu durchfahren wir ein kleines Dorf. Die Wohnburgen sind aus Lehm und fast ohne Fenster. Am Rand eines solchen Ksar umringt wieder einmal eine Schar Kinder das Auto. Wir verteilen Bonbons. Nur mit Mühe können wir dem Pulk der bettelnden und schreienden Berberkinder wieder entkommen.

Rechts der Straße haben sich einige Windhosen gebildet. Sie reißen Staub und Sand trichterförmig hunderte von Metern in die Luft. Sie wandern zur Straße. Wir beeilen uns, ihnen zuvorzukommen.

Ksar-es-Souk oder Er-Rachidia, wie es neuerdings heißt, ist eine reine Garnisonsstadt. Kaum jemand ist unterwegs. Die Stadt mitten in der Wüste glüht vor Hitze. Wir biegen scharf nach Süden – nach Erfoud. Die 77 Kilometer verlangen fast unser Letztes. Die fast 400 Kilometer in Hitze und Staub seit dem Morgen machen sich bemerkbar. Wir haben im Augenblick kaum noch ein Auge für die kleinen Oasen, durch die unser Weg führt. Vor Erfoud erwartet uns ein Sandsturm. Die klebrige Asphaltpiste ist ab und zu von Flugsand verweht. Nur mit Schwung erreichen wir immer wieder den festen Teer. Selbst hier in der Wüste ist noch ein Campingplatz anzutreffen. Er liegt am Rande der Oase. Sandwolken wehen über den Platz. Zwischen den Zähnen knirscht es. Gegen Abend jedoch hat sich der Wind endlich gelegt.

Erfoud ist mit fast 12.000 Bewohnern größte und wichtigste Siedlung des Oasengebietes von Tafilalet. Die am Fuße des fast Tausend Meter hohen Djebel Erfoud befindliche Stadt ging erst aus einer 1916 angelegten französischen Militärstation hervor. Trotzdem hat sich hier ein besuchenswerter Souk gebildet, den wir natürlich durchstreifen.

Teatime in Erfoud

Einer Einladung zum Tee können wir leider nicht entgehen. Immer wieder kommt die dicke Berberfrau zum Camp, zupft uns am Ärmel und gestikuliert mit den Händen: »Monsieur, Madame, Tee, gutt Tee«. Wir lassen uns breitschlagen. Wir begleiten sie in ein nahes Haus.

In einem Raum, der an eine große Rumpelkammer erinnert, bietet sie uns Platz. Wir



sitzen auf einer Art Bettgestell. Etliche Kinder, ein Hund und eine Katze bevölkern das Zimmer. Zwei weitere Frauen sitzen auf dem Boden. Im Gegensatz zu unseren Gastgebern in Sidi R'bat haben die Berber hier eine Unmenge von Kisten, Möbelfragmenten und weiteren »Sperrmüll« in ihrer Behausung angesammelt. Der Campingplatz, auf dem sich ab und zu Touristen einfänden und das eine oder andere zurücklassen, mag nicht ganz unschuldig an dem seltsamen Sammelurium in dieser Hütte sein. Die Teezeremonie spielt sich in bekannter Weise ab.

Die Frauen sind nicht verschleiert. Überhaupt ist es befremdlich, dass uns eine Frau, die eigentlich niemals einen Mann auf der Straße ansprechen dürfte, die Einladung selbst überbrachte. Aber dieser »Stilbruch« zeigt, dass selbst hier im tiefsten Süden Marokkos langsam eine gewisse Selbständigkeit der Frau zutage tritt. Zum Tee gibt es ziemlich abgelaugte, unknusprige Kekse. Der Hund freut sich über das Gebäck, das ich ihm möglichst unauffällig zwischen die Zähne schiebe. Aus einem zerbeulten Kofferradio, über das wir uns wundern, dass es überhaupt noch funktioniert, jault Musik von Radio Marrakesch. Die Frauen singen mit und kommen in Stimmung. Die Teegläser werden rhythmisch auf das Tablett geschlagen. Jetzt wollen sie tanzen. Madame Allemagne muss auch dafür herhalten. So emanzipiert, mich aufzufordern, sind die »Damen«, Allah sei gedankt, noch nicht. Also fungierte ich als stiller Beobachter. Jede will mit Madame« tanzen. Eine der Frauen





setzt ihr schwarzes mit Pailletten besticktes Tuch ab und setzt es »meinem besten Stück« aufs Haupt. Ich merke, wie ein leichter Schauer ihren Körper durchfließt, als man ihr den unappetitlichen Lappen um den Kopf knotet. Die nun freigelegten Haare seiner Besitzerin glänzen fettig im Schein einer einsamen Glühbirne. Zum Takt der Musik und der Teegläser stampfen die Frauen mit den bloßen Füßen auf den festen Lehm Boden der Hütte. Ihre dicken Leiber wippen hin und



her. »Meine bessere Hälfte« erscheint dazwischen dünn und zerbrechlich. Die Kinder krabbeln quer durch die Beine der Tänzerinnen. Verletzt wird jedoch niemand.

Wir bewundern die geometrisch gepunkteten Narbenmuster auf den Armen der Berberinnen. Stolz zeigt uns eine der Frauen, wie es entsteht. Sie legt den Kopf eines Streichholzes auf die Haut und zündet diesen an. Unter Schmerzen, jedoch freudestrahlend es uns demonstrieren zu können, wartet sie nun, bis sich der Streichholzkopf tief in die Haut eingebraunt hat und erlischt. Ein leichter Geruch nach verbranntem Fleisch hängt in der Luft.

Die Gastgeberin, die neben mir thront, fängt plötzlich an, am Halsausschnitt ihres Pullovers herumzuziehen und deutet aufgeregt auf ihre Brust. Zuerst denke ich, ich solle ihren gewaltigen, nur noch vom Gürtel gehaltenen Busen bewundern. Irgendwann begreife ich, sie will ein T-Shirt oder ein Hemd als Gastgeschenk. Sie bekommt eines, und zwar mit einem großen, bunten Reklamebild mitten auf der Front.

In der Sandwüste von Merzouga

Durch kräftiges Klopfen an den Bus werden wir wach. Schlaftrunken begreifen wir zuerst nicht was los ist. Doch dann fällt es uns wieder ein. Wir wollen heute Morgen zu einer Tour nach Risani – einem Ort weiter im Süden – aufbrechen. Unser Führer, Jussef, war es, der uns um diese nachtschlafende Zeit weckt. Die Uhr am Armaturenbrett zeigt auf Viertel vor Vier. Wir wollen früh los, da wir bis zum Einbruch der Mittagshitze den größten Teil unserer Tour auf den unbefestigten Straßen hinter uns bringen möchten.

Es ist noch dunkel, als wir das Tor des Camps durchfahren. Kurz darauf befinden wir uns mitten in der Wüste. Hier zeigen keine Teerpiste und kein Straßenschild den Weg. Nur eine breit gefahrene Spur verrät eine Piste. Ab und zu teilen sich die Spuren. Hier fährt jeder seinen eigenen Weg. Jussef sitzt verschlafen zwischen uns. Nur ab und zu lässt er ein müdes »Rechts« oder »Links« von sich hören. Langsam wird es hell. An manchen Stellen haben wieder Sanddünen die Piste zugeschüttet. Mit viel Schwung werden diese Stellen genommen. Vereinzelt ist die Piste an die 100 Meter breit. Weitab jeglicher Wohnsiedlung begegnet uns ein Radfahrer. Er winkt uns vergnügt zu. Zwei Stunden lang werden wir durchgeschüttelt. Am Horizont tauchen in der jetzt schon recht stechenden Sonne goldene Dünen auf – Erg Chebbi. Am Fuße der Sanddünen leben Beduinen in ihren schwarzen Zelten. Ein paar Hühner und Ziegen leisten ihnen Gesellschaft. Freundlich werden wir begrüßt. Man lädt uns zum Tee. Wir wandern die Dünen hinauf. Der Sand ist recht fest. Trotzdem kostet das Laufen einige Mühe. Vom Gipfel bietet sich uns eine herrliche Aussicht: Eine »Bilderbuchwüste« erstreckt sich bis zum Horizont. Feinster gelber Sand, angehäuft zu Bergen, von denen einige hundert Meter Höhe kaum unterschreiten.

Die Sahara besteht zum größten Teil aus Steinwüste, Geröllfeldern und felsigen Bergen. Sandwüsten, die sogenannten Ergs, findet man jedoch nur vereinzelt vor. Wir mussten, um diese »Wüste« in der Wüste zu sehen, hier bis tief in den marokkanischen Süden vordringen. Aber diese Mühe hat sich gelohnt.

Beobachtet man den Kamm einer Düne genau, so sieht man, dass der hier meist leicht wehende Wind die Sandkörner hinauf zum Grat bläst, wo sie hinüber fallen und den Abhang hinunterrollen. So sind die Dünen ständig in Bewegung und wandern mitunter über Oasen und menschliche Ansiedlungen hinweg.

Der VW bringt uns weiter nach Risani. Die restliche Piste kostet Nerven und Material. Querrinnen und Schlaglöcher sieht man oft erst im letzten Moment. Auf manchen Strecken fährt man wie auf Wellblech. Der Wind hat hier feine Wellen in den festen Untergrund geschliffen. Die Stoßdämpfer freuen sich. Über ein ausgetrocknetes Wadi kommen wir nach Risani, dessen Entstehung auf Mulai Ismail im 17. Jahrhundert zurückgeht. Etwas östlich des kleinen Ortes erreichen wir das Grabmal des Sherifs Mulai Ali, dem Stammvater der noch heute regierenden Alauitendynastie. Die Moschee, in der der Sarkophag des einstigen Herrschers aufbewahrt wird, dürfen wir erstaunlicherweise betreten. Im Inneren des Bethauses empfängt uns eine angenehme Kühle. Eine bis ins Innerste gehende Ruhe geht von den Räumen aus. Das Zwitschern der Schwalben, die ihre Nester in den Fensternischen angebracht haben, vervollkommen die Stimmung.

Von Risani geht es auf einer kürzeren und befestigten Straße zurück nach Erfoud, wo wir unseren Führer verabschieden und an einer Tankstelle ein sehr verspätetes Frühstück zu uns nehmen. Wir bestellen Kaffee und versorgen uns mit belegten Broten aus der Proviantkiste.

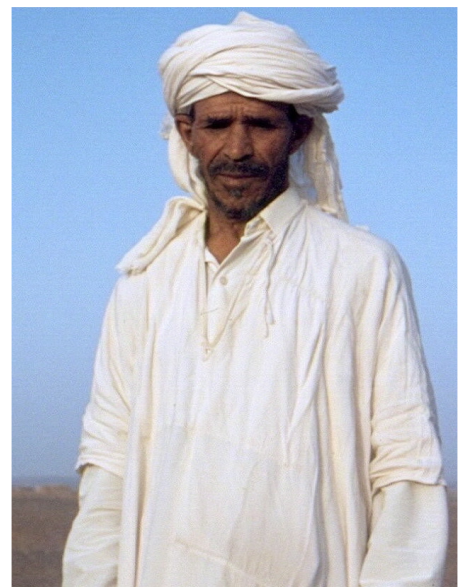
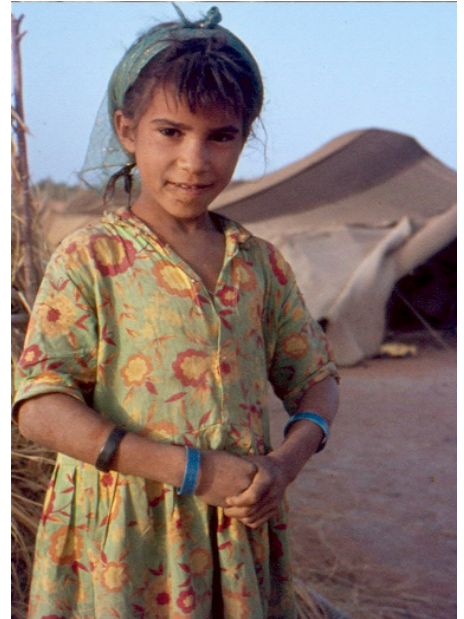
Wir müssen wieder zurück nach Ksar-Es-Souk, um uns von dort weiter in Richtung Norden durchzuschlagen. Heute haben wir mehr Zeit, die kleinen Lehmhöfchen, die uns gestern wegen Müdigkeit entgangen waren, anzusehen. Was uns besonders auffällt, sind überall runde, aus dem roten Lehm gestampfte Plätze mit einem Durchmesser von zirka zehn Metern. In der Mitte eines solchen Platzes befindet sich ein in den Boden gerammter Pfahl. Wir können zuerst keine Erklärung für diese seltsamen »Bauwerke« finden. Dann sehen wir eines davon »in Betrieb«. Plätze sind angelegt zum Dreschen von Getreide. Der Bauer bindet einen oder mehrere Esel an den Pfahl und treibt sie dann im Kreis, wo sie mit ihren Hufen die Körner aus den Hülzen treten. Einige Landwirte haben allerdings zum Dreschen eine modernere Methode entwickelt. Sie werfen die Ähren einfach auf den Asphalt und warten, bis die Reifen der vorbeieilenden Fahrzeuge die Arbeit der Esel übernehmen. Das kann bei dem schwachen Verkehr allerdings sehr lange dauern. Aber Zeit scheint das einzige zu sein, wovon man hier jede Menge hat.



Etwas abseits der Straße nehmen wir unter Palmen ein erfrischendes Bad in der Blauen Quelle von Meski. Fremdenlegionäre haben hier einst ein Schwimmbecken angelegt. Wir danken es ihnen!

Hinter Ksar-Es-Souk erreichen wir die »Schlucht des Ziz«. Kahle Felswände überragen das von Palmen gesäumte Flusstal. Die Vegetation nimmt je nördlicher wir fahren zu. Bei Foum Zabel öffnet ein 1930 von der französischen Fremdenlegion erbauter Tunnel den Zugang zum »Tal des Uéd Ziz«. Die Straße führt noch einmal durch die östlichen Ausläufer des hohen Atlas und dann in einer langen Bergfahrt nach Midelt, einem erst 1917 angelegten Ort, der um einen alten Ksar, ein mauerumgebenes Dorf, angelegt wurde. Nach einer Stunde Fahrt steigt die Straße wieder an und wir erreichen den Col du Cad mit 2178 Metern, den höchsten Punkt der Straße und Wasserscheide zwischen Atlantik und Mittelmeer. Eine Weile fahren wir schon durch die mit Zedern und Steineichen bestandenen Hänge des Mittleren Atlas. In einigen Tälern bieten die saftigen Weiden den Nomaden mit ihren Vieherden eine Heimat. Kamele, Ziegen, Schafe, Rinder, Esel, Pferde und Maultiere weiden einträchtig an den grünen Hängen. Hier im Mittleren Atlas, in den schwarzen Zelten der Nomaden, entstehen die besten Teppiche Marokkos.

Über Azrou, in das wir später noch einmal zurückkommen sollten, erreichen wir Ifrane, das zusammen mit Azrou das Wintersportgebiet Marokkos darstellt. Auch im Hochsom-





mer ist das Städtchen wegen seines ausgezeichneten Klimas ein beliebter Ferienort und selbst der König hat hier sein Sommerquartier aufgeschlagen. Die Häuser und die Wälder unterscheiden sich durch fast nichts von Wintersportorten des Schwarzwaldes oder anderer deutscher Mittelgebirge. Nur etwas befremdlich wirken die orientalistisch gekleideten Menschen in dieser uns eigentlich doch so vertraut erscheinenden Landschaft.

Binnen eines Tages fuhren wir von den Sanddünen im Tafilalet bis hier herauf in eine nordeuropäisch anmutende Bergwelt.

Ins Labyrinth von Fes

Von Ifrane nach Fes ist es am nächsten Tag nur eine knappe Stunde flotter Fahrt. Unterwegs versorgen wir uns mit frischen Kirschen und Erdbeeren, welche Kinder am Straßenrand anbieten. Auf der Suche nach dem Campingplatz in Fes geraten wir mit einem Polizisten in Streit. Wir haben ein Vorfahrtsschild übersehen. Als ich nach einigen Hin und Her meine Schuld bekenne, wirkt er plötzlich wie umgewandelt. Freundlich erklärt er uns lang und umständlich den Weg zum Camp.

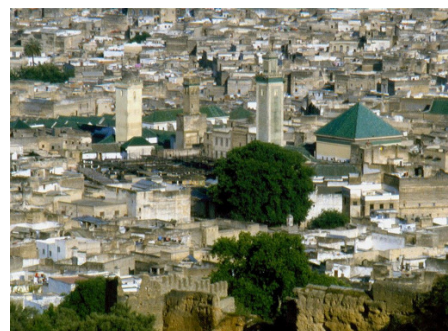
Der Platz liegt am Rande der Neustadt in einem grünen Park. Zahlreiche Bäume bieten genügend Schatten und der Swimmingpool eine zusätzliche Erfrischung.

Fes ist die älteste der vier marokkanischen Königsstädte und seit Jahrhunderten kulturel-

ler und religiöser Mittelpunkt des Landes. Die Geschichte der Stadt reicht bis in das 9. Jahrhundert zurück. Fes besteht eigentlich aus zwei Städten: Der Altstadt mit ihren winkligen Souks und alten Festungsmauern und der Neustadt, durch die sich breite mit Palmen bestandene Boulevards ziehen. Mit einem »Petit Taxi« fahren wir zur Medina der Altstadt. »Petit Taxis« sind Kleinwagen, die den schnellen Personenverkehr übernehmen. Die normalen Taxen bestehen aus einer Flotte ehemaliger Luxuslimousinen, die jedoch meist noch ärger klappern als die kleinen Autos der billigen Konkurrenz. Die Fahrpreise sind - gemessen an denen in unserer Heimat - nur Pfennigbeträge.

Am Bab Boujeloud, dem blauen Stadttor zur Medina, werden wir wieder einmal von einer Schar jugendlicher »überfallen«. Für Touristen haben sie immer ein paar Worte deren Heimatsprache auf Lager. Von allen Seiten tönt der Ruf »kleiner Führer, kleiner Preis«. Selbst Jungen, die uns um Haupteslänge überragen und sich bereits im zarten Mannesalter befinden, schließen sich diesem Ruf an. »Kleiner Führer, kleiner Preis«, »Hallo, good friend«, »Come on«, »Allemagne?« Sie bedrängen uns von allen Seiten. Als wir anfangen zu fluchen und zu schimpfen weichen sie etwas zurück. Ein paar jedoch heften sich an unsere Fersen. Als sie aber merken, dass wir kein Interesse an ihrer Gesellschaft hegen, werden es immer weniger. Nur ein kleiner Junge mit einer riesigen Ballonmütze auf dem Kopf lässt sich nicht abweisen. Er redet auf uns ein in Französisch, Englisch und Deutsch. Seine Hartnäckigkeit hat sich gelohnt. Er bekommt den »Job«. Wir laufen kreuz und quer durch die engen Gassen. Die Medina von Fes offenbart ihre volle Schönheit den Fremden nicht etwa wie Marrakesch - auf den ersten Blick. Man muss sich den Zauber dieser Altstadt mit ihren vielen verborgenen Läden und kleinen Werkstätten mühsam erwandern. Wir laufen durch Gassen, durch die nur selten ein Tourist kommt. Das Labyrinth der Souks ist unheimlich. Wir verquicken, besichtigen, staunen, fotografieren und shoppen. Da und dort betreten wir einen Laden oder eine Werkstatt. Die mitgebrachten Transistor-Radios finden Interesse.

Bepackt mit einem geflochtenen Koffer, zwei handgearbeiteten Vogelkäfigen und einigen Messing- und alten Zinnkannen verlassen wir nach Stunden die Altstadt. »Ballonmütze« bringt uns zum Taxi. Wir versprechen ihm, ihn das nächste Mal wieder als Führer zu engagieren. Wir zahlen ihm noch seinen





Lohn, dann rauscht das »Petit Taxi« hupend und mit quietschenden Reifen zurück zum Camp.

Eine Wunde an Gerdi's Zeh, auf den jemand im Gedränge Marrakeschs getreten hatte, wird immer schlimmer und fängt nun an zu schmerzen. Der Wächter im Camp betrachtet sich den Zeh. Er sagt nur ein Wort: »Henna«! Henna, ein graues unscheinbares Pulver, das mit Wasser angerührt wie gelber Lehm erscheint, wird benutzt zum Färben der Handflächen und Fußsohlen, wo es eine grellrote Färbung hervorruft. Zum Färben der Haare verwendet, verleiht es diesen einen mahagonifarbenen bis roten Schimmer. Außerdem, so erklärt uns der Wächter, heilt es aufgetragen auf Wunden, diese sofort. Wo ist dieses Wundermittel anders zu bekommen als in Fes el-Bali, der Altstadt. Am Bab Chorfa treffen wir »Ballonmütze«. Er führt uns zu einem Händler, der auch bereit ist, das Allheilmittel anzurühren und aufzutragen. Es schmerzt. Der mit einer Plastiktüte und einem Stück Bindfaden umwickelte Zeh »lunzt« etwas mitgenommen aus der Sandale.

Tags darauf. Der Zeh fängt an zu Pochen. Das Henna umhüllt ihn wie Beton. Nur in kleinen Stücken können wir es abbröckeln. Jetzt versuchen wir es auf deutsche Art: Ein Fußbad mit Kernseife und dann eine Salbe. Die teuflischen Schmerzen lassen etwas nach. Der Wachmann kann das Versagen von Henna überhaupt nicht begreifen.

Am Nachmittag treffen wir uns wieder mit »Ballonmütze« in der Medina. Nach langem Suchen finden wir einen Laden, der uns die berühmten »Goulimine-Steine« anbieten kann. Die Steine stellten früher das Zahlungsmittel Marokkos dar. Eigentlich sind es alte venezianische Glasarbeiten, die von den Italienern in früheren Zeiten gegen die Produkte Nordafrikas getauscht wurden. Aus einer kleinen Truhe suchen wir uns die schönsten Stücke heraus. Sie werden gewogen. Dann beginnt der Handel. Die Steine sind nicht billig. Das wissen wir. Aber der Händler verlangt weit über den Wert. Dreimal verlassen wir den Laden. Dann ist er mit seinem Preis in etwa dort, wo wir ihn haben wollten. Wir kaufen. Auf der Straße bietet uns »Ballonmütze«, der uns beim Aussuchen geholfen hat, nochmals eine Handvoll der Steine zum Kauf an. Während des Sortierens waren sie in seine Hosentasche gewandert. Aber seine Preisvorstellung für die geklauten Antiquitäten ist sowieso unverschämte.



Zum Schmerz im Zeh hat sich am nächsten Tag noch ein zweiter in der linken Schulter gesellt. Sie ist etwas geschwollen. Man kann den Stich eines Insekts erkennen. Trotzdem brechen wir zu einem Besuch in das 60 Kilometer entfernte Meknes auf. Die Straße ist gut ausgebaut.

Sultan Mulai Ismail und seine 500 Frauen

Vor uns rollt ein Lkw, beladen mit Rindern. Sie stehen dicht gedrängt und sind mit den Hörnern aneinander gebunden. Die Planken des Transporters sind vom Kot und Urin der Tiere verschmiert. In den Kurven schwankt die Fuhre verdächtig. Frischfleischtransport auf marokkanisch.

Nach einer knappen Stunde erreichen wir Meknes, die vierte und letzte Königsstadt unseres Trips. Wir fahren zuerst durch die Neustadt, die durch das Tal des Bufekran von der Altstadt getrennt liegt. Vom Belvedere der Neustadt bietet sich ein prächtiger Blick auf die Medina mit ihren 14 Minaretten. Über die Avenue de L'Armée Royale fahren wir hinab in das alte Meknes.

Im Gegensatz zu Rabat, Marrakesch und Fes erlebte Meknes als Königsstadt nur eine einzige, kaum fünfzig Jahre währende Blütezeit unter Sultan Mulai Ismail Ende des 17. Jahrhunderts. Der Stadt war unter ihm ein Aufstieg beschieden wie keiner anderen in Marokko, aber ebenso schnell war der darauf folgende Niedergang. Mulai Ismail, der die damalige Hauptstadt Fes verabscheut, er-





klärte bei seiner Thronbesteigung Meknes zur neuen Metropole. Der Sultan, der 500 Frauen, 12.000 Pferde und 30.000 Sklaven besessen haben soll, versuchte in Meknes die Pracht seines Zeitgenossen Ludwig des XIV. in Versailles zu übertreffen. Seine Nachfolger jedoch verlegten ihre Residenzen wieder zurück nach Fes und Marrakesch.

Am Bab Mansur, dem schönsten Stadttor Marokkos, das auch aus der Zeit Mulai Ismails stammt, parken wir den Bus. Ein Wasserverkäufer bestürmt uns, ihn zu fotografieren. »Einmal Foto nur 20 Dirham!« Wir lachen ihn aus. Er geht mit seinem Preis etwas nach unten. »Zweimal Foto 1 Dirham!« Wir besuchen die Medina. Die Gassen sind klein und eng. Fast alle sind überdacht. Auf einem winzigen Platz sitzen einige Händler mit Baustoffen aller Art vor sich: Ein Stück Papier, darauf ein Häufchen Kalk, drei oder vier Ziegelsteine, ein wenig Zement oder ein paar Nägel. In der Nähe erkennen wir eine große Baustelle, wahrscheinlich der »Lieferant« des privaten Baumarktes.



In der heiligen Stadt Moulai Idris

Wir befinden uns auf der Straße nach Moulai Idris, der heiligen Stadt des marokkanischen Islams. Die Stadt, auf einem Hügel errichtet, ist einer der sehenswertesten Orte des Landes. Der nur von Moslems bewohnte Ort verbietet »Ungläubigen« die Übernachtung in seinen Mauern. Das Hotel befindet sich außerhalb. Auf dem Platz vor der Sidi-Abdallah-Moschee endet die Fahrt. Es ist Nachmittag. Mangels Mittagessen meldet sich langsam unser Hunger. Wir suchen ein Restaurant. Ein Junge kann uns weiterhelfen. Er führt uns zu einem Haus. Kein Schild oder Hinweis gibt Auskunft über die in ihm befindliche Pinte. Durch einen dunklen Gang betreten wir einen kleinen, mit blauer Ölfarbe gestrichenen Raum, das Gastzimmer. An der Wand ein Tisch und auf zwei der sechs Hocker nehmen wir Platz. Wir bestellen Fisch und Pommes-Frites. Die Bedienung ist schnell. Ehe wir uns versehen, steht das Gewünschte auf dem Tisch. Der Fisch ist gebraten, die Pommes-

Frites auch, wahrscheinlich jedoch schon gestern. Beides ist eiskalt. Dafür ist die Cola warm. Wild gestikulierend mache ich dem Wirt klar, dass wir nicht gewillt sind, das Zeug kalt hinunterzuwürgen. Also wird es maulend warm gemacht. Auf die Frage nach der Toilette, sieht mich der Wirt verständnislos an. Doch plötzlich begreift er: »Oui, Monsieur, oui Pipi«. Er berät sich mit dem Jungen, der noch immer in der Küche auf uns wartet. Jetzt scheinen sie eine Lösung gefunden zu haben. Der Junge geht zur Tür und winkt. Ich folge ihm. Quer über den großen Platz, die Straße hinunter, um einige Ecken, dann befinden wir uns in einem der Stadttore. Links der Mauer ist eine Türöffnung. Er zeigt darauf. Ich trete ein. Die öffentliche Bedürfnisanstalt von Moulai Idris empfängt mich mit einem fürchterlichen Gestank. In dem relativ großen dunklen Raum befinden sich an der Stirnseite einige Löcher im Boden. Dort kommt der Gestank her. Unzählige Häufchen verschiedenster Altersstufen hindern mich, bis ganz an eines der Löcher heranzutreten.

Der zweite Teil der Stadtführung gefällt mir besser. Der Junge führt uns auf einen Hügel, von dem aus man die ganze Idylle dieser Stadt übersehen kann. Er zeigt uns die Koranschule mit dem einzigen runden Minarett des Landes und die große Moschee, die wir jedoch leider nicht betreten dürfen. Wir trösten uns an einem der zahlreichen Verkaufsstände rund um den heiligen Bezirk mit marokkanischem Nougat, für das die Stadt berühmt ist.

Etwas nord-westlich von Moulai Idris liegt die römische Ruinenstadt Volubilis. Vor dem Eingang stehen Reisebusse. Das Ruinenfeld scheint trotz der großen Hitze noch einige andere Touristen angelockt zu haben. Wir ersteigen den Hügel mit den archaischen Mauerresten. Die Sonne des späten Nachmittages treibt uns wieder mal den Schweiß aus den Poren. Am »Haus der Säulen« setzen wir uns auf die Stufen. Gerdi ist es schlecht. Ist es die große Hitze? Oder der Stich in der Schulter, die jetzt etwas stärker schmerzt. Wir sind froh, anschließend im Schatten des Restaurants einen heißen Pfefferminztee trinken zu können.

Krank in Fes

Von Volubilis geht es über den Col de Zegotta Pass zurück nach Fes. Unterwegs begegnen wir am Rande der heißen Teerpiste einer einsamen Schildkröte.

Am Abend bekommt Gerdi Schüttelfrost. Ein Taxi bringt uns ins Hospital. Auf die ge-



geschwollene Schulter wird eine Salbe aufgetragen und ein Pflaster angelegt. Der Arzt stellt ein Rezept aus und erklärt uns, ein Insekt hätte seine Eier in der Schulter abgelegt. Die nächsten fünf Tage wäre täglich eine Spritze fällig, die wir jetzt mit einigen Ampullen Antibiotika in der »Pharmacia« holen sollten und in ca. drei Tagen werde die Schulter geschnitten. Er wünscht uns viel Glück. Das brauchen wir auch. Das Taxi rast kreuz und quer durch Fes. Alle Apotheken sind geschlossen. An der Medina setzt uns der Fahrer schließlich ab. Die Pharmacia in der Altstadt sei offen, erklärt er, und ist im Verkehrsgewühl verschwunden. Schiebend und drängend bahnen wir uns einen Weg durch die Menge. Nach einigen Minuten betreten wir erschöpft den Laden. Wir bekommen alles. Der Spaß kostet 60 Dirham. Mit einem Taxi zurück zum Campingplatz. Es ist jetzt bald Mitternacht. Das Fieber ist noch nicht gesunken. Den Rest der Nacht verbringen wir mit kalten Wadenwickeln und Umschlägen. Am Morgen ist die Temperatur etwas niedriger.



Am Vormittag fahren wir wieder zum Krankenhaus. Jetzt am Tage sitzen Dutzende Männer, Frauen und Kinder auf dem Gang und in den Wartezimmern der Ambulanz. Manche Kinder weinen. Die Türen zu den Behandlungszimmern sind offen. Neugierig schauen viele der Wartenden hinein. Heute sind mehr Ärzte da. Der Arzt von gestern Abend erkennt uns und winkt uns herein. Man ist sehr freundlich. Die Schulter wird inspiziert und die erste Spritze verabreicht. Morgen sollen wir wiederkommen. Am Nachmittag ist das Fieber weg und am Abend finden wir uns schon wieder vor einer Pinte in der Neustadt. Wir sitzen an einem Tisch auf der Straße und schlürfen Orangenmilch. Ein Gewitter jagt uns früher als vorgesehen zurück in den Campingbus.

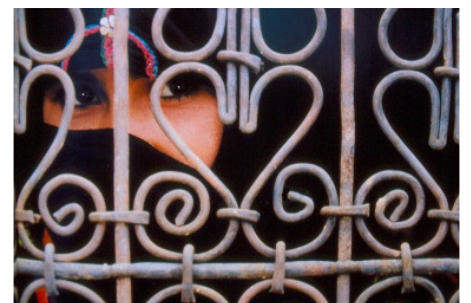
Nach dem Krankenhausbesuch am nächsten Tag, wo man uns jetzt schon wie alte Bekannte begrüßt, fahren wir noch einmal zurück in den mittleren Atlas. Unser Ziel ist Azrou, wo heute ein Markt stattfindet. Äpfel und Erdbeeren aus dem Atlas finden wir neben Datteln aus der Sahara. Berge von Möhren, Tomaten und Kartoffeln liegen auf Plastikplanen direkt auf der Erde. In einer blau getünchten Halle haben sich die Metzger eingerichtet. Blutige Schafsköpfe und Schwärme von Fliegen verlocken uns hier weniger zum Einkauf. Auf dem Gemüsemarkt im Freien fühlen wir uns wohler. Für ein paar kleine Münzen erstehen wir einen handgeflochtenen Korb. Obst und Gemüse ist hier so billig, dass wir für etwa 30 Cent den ganzen Korb füllen können. Wir kaufen noch zwei knusprige Brote, die wir uns zusammen mit etwas Obst später auf der Lichtung eines Zedernwaldes schmecken lassen. Auf der Rückfahrt nach Fes überquert vor uns auf einer kleinen Nebenstraße einer der sehr seltenen Atlas-Affen den Weg.

In der Ambulanz kommen wir immer sofort dran. Wir haben nie darum gebeten, vorgekommen zu werden. Kaum haben uns die

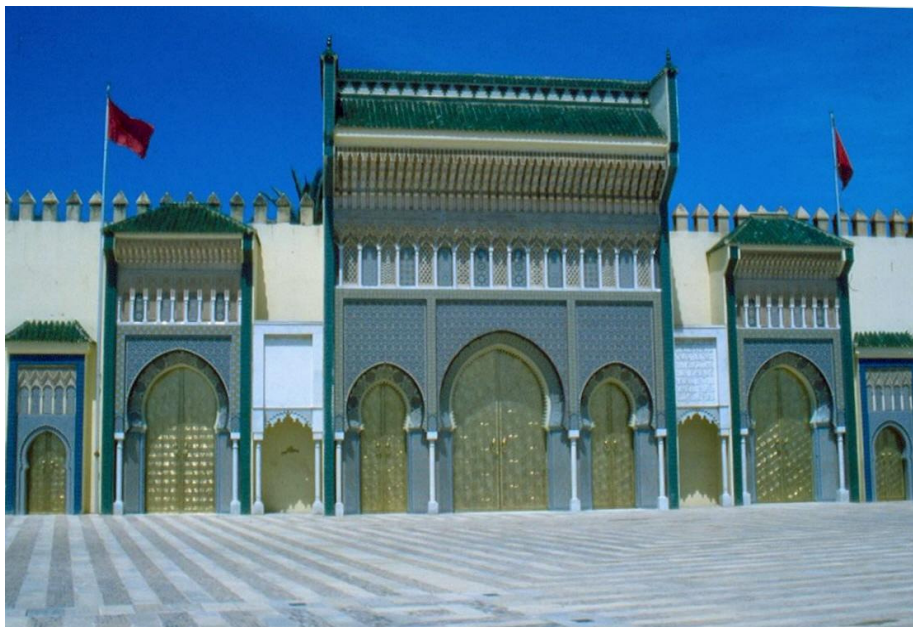
Ärzte zwischen den vielen Wartenden erblickt, winken sie uns herein. Für sie sind wir Madame und Monsieur Allemagne. Sie freuen sich immer, uns zu sehen.

Ohnmacht

Heute soll die Schulter geschnitten werden. Nach der schon traditionellen Spritze setzt man die Patientin auf einen Schemel. Auf dem Tisch liegen Skalpelle und Pinzetten. Die Geräte haben ihre Glanzzeit lange hinter sich. Das Chrom ist abgeblättert und an vielen Stellen ist das Metall bereits schwarz. Das große Pflaster wird entfernt. Der Stich ist geschwollen. Die Schulter wird desinfiziert. Einer der Ärzte macht blitzschnell einen Kreuzschnitt und hebt mit einem sehr kleinen Löffel die Wunde aus. Der Kollege steht schon mit einer Riesenspritze bereit. Er injiziert die Flüssigkeit unterhalb der Wunde in den Schultermuskel. Die Schulter wird dick. Es dauert einige Sekunden, bis die Flüssigkeit ihren Weg durch die Wunde ins Freie findet. Nun soll das Gelege des Insekts vollkommen herausgespült sein. Bis jetzt hatte Gerdi trotz der bestimmt großen Schmerzen die Zähne aufeinander gebissen. Jetzt aber wird sie kreihebleich. Sie klammert sich an einen der Ärzte, dann muss man sie auffangen, bevor ihr Körper auf den Boden schlägt. Große Aufregung bricht aus. Einige Schläge auf die Wangen und eine Schale kaltes Wasser, das man ihr ins Gesicht gießt, bringen sie wieder zu sich. Die Ärzte legen sie auf eine Liege. Ich stehe wie angewurzelt. Es ging alles sehr schnell. Einer der Ärzte macht sich daran, mit einem Lappen, der aus einer Flasche mit Alkohol getränkt wird, die Instrumente für den Nächsten zu reinigen. Man stellt die »Frischoperierte« wieder auf die Beine und sagt, wir könnten nun gehen. Als ich die erneute Blässe sehe, weigere ich mich, die Klinik zu verlassen. Man weist ihr ein Bett zu. Eine Stunde später fahren wir dann doch »nach Hause«.



Am nächsten Tag nehmen wir Abschied von Fes und den Ärzten im Krankenhaus. Sie wünschen uns »bon voyage«. Alle schütteln uns die Hände und wir bedanken uns. Niemals wurde eine Karteikarte ausgefüllt und niemand verlangte auch nur einen Dirham von uns. Die Ärzte hier im Krankenhaus taten mit denen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln alles nur Mögliche. Sie arbeiten unter primitiven Verhältnissen von morgens bis spät in die Nacht. Und sie arbeiten wirklich,



denn mit Lappalien geht kaum ein Marokkaner ins Hospital. Wir sahen dort Leute mit gebrochenen Beinen, zerschnittenen Gesichtern und blutgetränkten Gewändern. Bei uns zu Hause sind das »größere Sachen«. Hier ambulante Fälle, die zu Dutzenden ohne großes Aufheben schnell verarztet werden.

Haschisch Monsieur?

Eine neue Straße führt uns nach Norden, die Route l'Unité. Die Straße der Einheit. Über Taounate gelangen wir auf ansteigender Straße in das Rif-Gebirge. Ein Lkw kommt uns entgegen und hupt. Er hält an. Der Fahrer kommt zu uns herüber. »Haschisch, Monsieur?« Wir verneinen, er winkt uns freundlich zu und die Fahrt geht weiter. Bei Ketama, dem 1500 Meter hohen, in einem Zedernwald gelegenen Kurort, biegen wir rechts ab. Jetzt steigt die Strecke hinauf zum Bab-Tizischen-Pass. Plötzlich befinden wir uns im dichten Nebel. Wir müssen das Licht einschalten und fahren Schritt. Nach ungefähr 15 Kilometern lässt der Nebel nach. Ich habe Kopfschmerzen vom angestrengten auf-die-Straße-stieren. Der Pass ist hinter uns und die Piste fällt jetzt etwas ab.

Überall an oder oft mitten auf der Straße stehen Jungen und winken. Sie haben Beutel und Pakete in der Hand. Im Vorbeifahren hört man überall den Ruf: »Haschisch«. Sie sind böse, wenn wir vorüber fahren. Einmal flie-



gen sogar Steine. Die nächste Gruppe kommt nicht dazu, uns mit Steinen zu bewerfen. Ich fahre dicht am Rande des Asphalts gerade auf sie zu. Sie springen die Böschung hinab. Als sie sich wieder aufgerappelt haben, sind wir schon weit weg. Etwas abseits der Straße liegt das Städtchen Targuis. Seine Häuser haben fast alle eine einheitlich hellblaue Bonbonfarbe. Die Teerpiste zieht sich noch eine Zeit lang in vielen Kurven auf der Höhe entlang. Noch zirka zwei Stunden und wir sehen vor uns wieder das Mittelmeer.

Die Piste geht rasch hinab und wir erreichen am späten Nachmittag Al Hoceima. Die kleine Hafenstadt wurde erst 1926 dort angelegt. Der Campingplatz liegt in einer hübschen Bucht. Wir sind müde von der Fahrt und wollen deshalb direkt hier im Restaurant essen. Die Preise, die jedoch das Mehrfache des Üblichen betragen, treiben uns wieder hinaus. Wir fahren noch einmal in das Städtchen. Ein kleines Restaurant, das fast nur von Kindern betrieben wird, rettet mit seinen wirklich ausgezeichneten Speisen unseren Abend.

Das Firstclass-Camp bietet als besonderen Luxus Moskitos von besonderer Hartnäckigkeit. Mehrmaliges Sprühen mit Insektizid bringt kaum Erfolg. Also lassen wir uns zerstechen und machen nur, wenn es allzu schlimm wird, das Licht an und schlagen mit dem Polyglott-Reiseführer die an den Wänden dösenden Quälgeister tot. Dicke rote Flecken zeugen davon, dass die Erschlagenen bereits ihr Mahl gehalten haben.

Am Morgen noch ein Besuch im hiesigen Hospital. Die letzte Spritze. Auch hier keine Formulare, keine Fragen, keine Rechnung. Die Straße führt uns wieder hinauf ins Rif-Gebirge. In den engen unübersichtlichen Kurven haben wir jedes Mal Angst, ein Lkw könnte in halsbrecherischer Fahrt entgegenkommen. Links klammert sich die Straße dicht an den Berg. Rechts geht es meist steil hinab. Ab und zu können wir unten in den Schluchten rostige Autowracks erkennen.

Es ist die kurvenreichste Strecke unserer Tour. Außerdem müssen wir zwei Pässe bewältigen. Für die 150 Kilometer bis Chechaouen benötigen wir beinahe sechs Stunden. Die heilige Stadt Chechaouen ist wieder einer der sehenswerten Orte des Landes. In einer wildromantischen Landschaft schmiegen sich seine mit grünen Ziegeln gedeckten Häuser an die Abhänge der Felsen. Der im 15. Jahrhundert gegründete Ort blieb bis zur ersten Besetzung durch spanische Truppen im Jahre 1920 allen Europäern verschlossen. Das Grab des Stadtgründers Sidi Ali ben Raschid hat Chechaouen zu einem beliebten Markt- und Wallfahrtsort gemacht. Ungestört bumeln wir über den Gemüsemarkt.

Während wir uns danach in einer Kneipe etwas stärken und dem Pfefferminztee zusprechen, versammelt sich eine Meute Kinder um unseren Bus auf dem kleinen Platz und versucht, mit ihren kleinen flinken Fingern

die Abziehbilder aus aller Welt zu entfernen, was ihnen aber nur zu einem Teil gelingt.

Endliche Regen

Gegen Abend erreichen wir Tetuan. Die Stadt lässt in uns die Erinnerung an unseren ersten Tag im Königreich wach werden, als wir hier dem mysteriösen Renault davonfuhren. Wir stellen den VW in einer schmalen Gasse ab. Die Medina von Tetuan besitzt ein warenreiches Angebot. Man trifft hier auch wieder mehr Touristen. Vom nahen Spanien kommen viele Besucher herüber, um billige Leder-, Kupfer- und Töpferwaren, marokkanische Kleider oder Teppiche einzukaufen. In der Handwerkerschule kann man hochwertige marokkanische Handarbeiten besichtigen. Hier wird die traditionelle Kunst des Teppichknüpfens, der Kupfer- und Messingschmiede sowie die Kunst der Tuchweber oder Holzschnitzer gelehrt. Wir können jungen Mädchen, die hier an großen Webstühlen wundervolle Teppiche knüpfen, in aller Ruhe bei ihrer Arbeit zusehen.

Rund um unseren geparkten Bus hat inzwischen ein Obst- und Gemüseverkäufer seine Ware aufgetürmt. Schimpfend muss er seine Tomaten, Orangen und Melonen zur Seite räumen, damit wir die Parklücke verlassen können.

Der von Tetuan zur Küste hin vorgelagerte Badeort Mortil beherbergt den Campingplatz der Stadt. Der ungepflegte Platz verlockt nicht wirklich zum längeren Bleiben. Bis zum Strand sind es nur ein paar Meter. Zum Baden ist es allerdings zu kühl. Außerdem hat ein leichter Nieselregen eingesetzt.

Wir beschließen, Marokko am nächsten Morgen zu verlassen. Wir verstauen unsere Einkäufe und das lose herumliegende Gepäck.

Noch einmal reisen wir durch die satte grüne Landschaft Nordmarokkos, vorbei an den letzten weidenden Kamelen. Rechter Hand grüßen noch einmal die weißen Strände des Mittelmeeres. Bald nähern wir uns der marokkanisch-spanischen Grenze bei Ceuta. Der Zoll sucht Haschisch. Wir haben keins. Hätten wir welchen, würden sie es nicht finden. Sie schauen dort, wo kein Mensch Schmuggelgut verstecken würde. Wieder soll die große Kiste vom Dach. Ich überrede den Zöllner, mit mir auf das Dach zu steigen. Er ist froh, als er wieder festen Boden unter den Füßen hat.

Die Fähre hinüber nach Algeciras geht erst am Abend. Wir haben noch Zeit. In einem Restaurant auf der Straße verschlingen wir eine Riesenportion Calamares. Ceuta ist Freihafen. Das heißt, die ganze Stadt ist ein riesiger Duty-Free-Shop. Die zollfreien Waren in den Auslagen der oft pompösen Geschäfte verlocken auch uns, einen Teil unseres restlichen Urlaubsgeldes hier anzulegen.

Die Überfahrt nach Europa dauert wieder 1 ½ Stunden. Nun kommt der spanische Zoll. Die Zollstation Algeciras ist berüchtigt. Mit Hund sucht man Haschisch aus Nordafrika. Wir müssen einen Teil unseres Gepäcks ausladen. Mit einem gebogenen Draht stochern die Spanier vergeblich im Tank.



Tage später, auf der Autobahn kurz vor Frankfurt, fängt es an zu regnen. Dicke Tropfen klatschen auf die Frontscheibe. Wir merken es erst jetzt, dass der Motor des Scheibenwischers kaputt ist.

Wir hatten ihn sechs Wochen nicht gebraucht. Ab und zu steigen wir aus und wischen das Wasser von der Scheibe. Gleich morgen müssen wir die Wischeranlage überprüfen. Ich vermute, hier brauchen wir sie wahrscheinlich wieder öfter.

